

**Perspektiven „neuer Nachbarschaft“
im Göttinger Stadtteil Leineberg**

**Pädagogisches Seminar
der Georg-August-Universität Göttingen**

**Arbeitsbereich
Biographie- und Lebensweltforschung**

Prof. Dr. Dr. Peter Alheit

Autor: Prof. Dr. Dr. Peter Alheit
unter Mitarbeit von Katrin Arens, Anissa Henze,
Julia Kellner-Evers, Moritz Keppler, Julia Koenig,
Jennifer Kunstreich, Ewa Lipniesz, Arne Worm
Göttingen im Juni 2010

Vorwort

Ermöglicht hat diese kleine Studie das vom Bundesfamilienministerium geförderte „Leuchtturmprojekt“ zur Unterstützung des freiwilligen Engagements von Bürgerinnen und Bürgern des Göttinger Stadtteils Leineberg. Es geht um die Untersuchung der aktuellen Bereitschaft zu nachbarschaftlichen Aktivitäten im Stadtteil. Die Erhebungsphase der aktivierenden Befragung fand zwischen November 2009 und Januar 2010 statt.

Dank geht also an die lokale Projektleitung, namentlich an Thomas Harms, Jörg Mannigel und Regina Meyer, die die Befragung gefördert haben. Unterstützt wurde das Projekt vom Stadtteilbüro Leineberg. Hier soll vor allem Elvan Tekindor-Freyer gedankt werden. Danken möchte ich selbstverständlich den nahezu 400 Haushalten, die sich an der Fragebogenaktion beteiligt haben. Dank gebührt auch dem Sozialdezernat der Stadt Göttingen, das die Aktion offiziell angekündigt und die Adressen zur Verfügung gestellt hat, namentlich der Dezernentin, Frau Dr. Schlapeit-Beck. Dank verdienen vor allem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Fragebogenaktion, Katrin Arens, Anissa Henze, Julia Kellner-Evers, Moritz Keppler, Julia Koenig, Jennifer Kunstreich, Ewa Lipniesz und Arne Worm. Danken möchte ich schließlich Karoline Dausien, die das Layout dieser Studie gestaltet hat.

Absicht der hier publizierten Untersuchung ist es, die Ergebnisse der Öffentlichkeit und allen daran Interessierten zur Verfügung zu stellen und besonders den Aktivenkreis im Stadtteilbüro zu unterstützen. Bei den ausgewählten Tabellen und Diagrammen stehen daher nicht äußerste statistische Differenziertheit, sondern Lesbarkeit und Verständlichkeit im Vordergrund.

Göttingen, im Juni 2010

Peter Alheit

Inhalt

1.	Jenseits der Familie – Neue Aspekte des „dritten Sozialraums“	6
1.1	„Nachbarschaft“ – eine verschwindende Dimension? Konzeptionelle Vorüberlegungen	6
1.2	Die Notwendigkeit „neuer Nachbarschaft“ in einer alternden Gesellschaft	8
2.	Die Leineberg-Studie	10
2.1	Methodischer Ansatz: Die „aktivierende Befragung“	10
2.2	Empirische Befunde	12
2.2.1	Sozialstatistisches	12
2.2.2	Fragen zu Nachbarschaft und Wohnzufriedenheit	20
2.2.3	Bürgergesellschaftliches Engagement	30
2.3	Zusammenfassende Thesen	38
3.	Konsequenzen für ein „Community Development“ am Leineberg	39
3.1	Allgemeine Strategien	39
3.2	Spezifische Ansätze	40
	Literatur	42
	Anhang	
	* Aktivierende Befragung der Haushalte am Leineberg	45
	* Persönliche Rückmeldung an das Stadtteilbüro Leineberg	52

1. Jenseits der Familie – Aspekte des „dritten Sozialraums“

Nachbarschaft ist gewiss kein neues Phänomen. Der soziale Raum zwischen Privatheit und Öffentlichkeit war in vormodernen (Stadt-)Gesellschaften schon deshalb bedeutender, weil es „Privatheit“ im modernen Sinne nicht gab (vgl. Elias 1969) und der soziale Nahraum viele Funktionen wahrnahm, die heute längst an andere Institutionen abgetreten worden sind: zentrale Sozialisationsfunktionen, entscheidende soziale Kontrollen, Bildung und Qualifikation, Organisation von Krankheit und Pflege, niedere Rechtshandel, Anbahnung von Eheverträgen und vieles mehr. Dennoch wäre es problematisch, die aktuelle Bedeutung von Nachbarschaften zu unterschätzen. Möglicherweise müssen wir – nach einer Phase des unbestreitbaren Bedeutungsverlustes – von einem heimlichen Bedeutungszuwachs sprechen. Argumente für diese These sollen im Folgenden diskutiert und empirisch überprüft werden.

1.1 „Nachbarschaft“ – eine verschwindende Dimension? Konzeptionelle Vorüberlegungen

Wenn wir heute mit einer gewissen Skepsis über „Nachbarschaft“ in modernen Großstädten nachdenken und uns medial überzeichnete Extremsituationen einfallen: unbeaufsichtigte, verwahrloste, ja, bis zum Tode gequälte Kinder oder die erst vier Wochen nach ihrem offensichtlichen Ableben entdeckte alte Frau in einer Hochhaussiedlung; das vorgebliche Anwachsen ethnischer, vor allem muslimischer „Parallelgesellschaften“, die die Zukunft Deutschlands gefährden (aktuell: Sarrazin 2010), oder auch nur die Ignoranz und das Wegsehen der meisten angesichts des Schicksals und vermuteten Elends der anderen, dann sollten wir zunächst zurückhaltend sein mit vor-eiligen Schlussfolgerungen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass wir einem inszenierten Diskurs aufsitzen.

Gut ein Jahrhundert zuvor beobachten wir nämlich im deutschen Bürgertum eine ganz ähnliche Einstellung zur Entwicklung der industrialisierten Großstädte: Das Elend des Proletariats, die miserablen Arbeitsbedingungen, die katastrophalen Wohnverhältnisse, die Verwahrlosung der Kinder und die soziale Entwurzelung der Menschen, die vom Land in die Städte gekommen sind, scheinen kulturpessimistische Prognosen über den Fortgang der gesellschaftlichen Entwicklung zu rechtfertigen. „Gute Nachbarschaft“ scheint verschwunden zu sein und ist zu einem Relikt der Vor-moderne geworden.

Aber gerade in dieser Situation wächst eine neue Solidarität, gleichsam die Abwehrreaktion der Benachteiligten. Mit der Gründung der Sozialdemokratie in den 1860er und 70er Jahren und der Entstehung der Gewerkschaften, mit dem Aufbau von Konsum- und Wohnungsbaugenossenschaften bilden sich soziale Netze, die das Leben der unteren sozialen Schichten „von der Wiege bis zur Bahre“ zu schützen und zu rahmen beginnen. Ein Milieu entsteht, die Kultur einer neuen sozialen Klasse – wenn man so will: tatsächlich eine neue Nachbarschaft.

Warum sollte Vergleichbares heute unmöglich sein? Im internationalen Maßstab betrachtet gab es auch damals interessante neue Ideen: Die „Gartenstadt“ z.B., mit der Ebenezer Howard 1898 das Wohnelend der englischen Arbeiter beenden wollte (vgl. Bertels 1990, S. 63ff.), oder die „Nachbarschaftseinheit“, die Clarence A. Perry in den 1920er Jahren in Amerika zu etablieren versuchte (vgl. Hamm 1973, S. 20ff; Klages 1968, S. 22ff) und die etwa beim Bau der Neuen Vahr in Bremen während der 1950er Jahre noch als Vorbild diente (vgl. Pfeil 1972, S. 346), natürlich das Engagement Saul D. Alinskys im Chicago der 1930er Jahre, die „Community“ zu entwickeln als eine politisch autonome, selbstbewusste und starke Nachbarschaft (vgl. Alinsky 1974).

Wenn wir den soziologischen Analysen der vergangenen 30 Jahre Glauben schenken, hat sich das Nachbarschaftsthema jedoch „entdramatisiert“ (vgl. stellvertretend Rohr-Zänker/Müller 1998): Die für die Stadt

der Vormoderne so wichtige Instanz hat ganz offensichtlich viele ihrer Funktionen an die Institutionen des modernen Sozialstaats abgegeben (vgl. Klages 1968; Herlyn 1970, Herlyn et al. 1982; Bertels 1987). Die Bedeutung der sozialräumlichen Nähe hat mit der gewonnenen Mobilität drastisch abgenommen. Die Veränderung der Familienstrukturen und die Medialisierung der urbanen Umwelt haben Individualisierungsprozesse angestoßen, die alte sozialmoralische Milieus, also gewachsene Gemeinschaftstraditionen, beschädigt haben (vgl. stellvertretend Beck 1986).

Und doch ist Nachbarschaft nicht einfach verschwunden, und sie hat durchaus wichtige Funktionen behalten. Die der Nothilfe, begrenzte soziale Kontrolle, auch die der Sozialisation und Kommunikation gehören dazu. Allerdings hat Nachbarschaft für verschiedene Gruppen und auch für unterschiedliche Einzelpersonen jeweils völlig verschiedene Bedeutung. Interessant ist, dass ihre Relevanz mit höherer sozialer Schichtung abnimmt (Rohr-Zänker/Müller 1998, S. 11) und dass die Lebensphase, in der sich Betroffene befinden, eine zentrale Rolle spielt: Wichtig bleibt Nachbarschaft für Kinder, weil sie den ersten Erfahrungsraum außerhalb der Familie darstellt. Auch für Jugendliche ist sie – als „Peer-Umwelt“ – noch ein relevanter Bezugspunkt. In dem Maße, wie sich soziale Netze ausweiten, nimmt ihre Bedeutung ab. Im jungen Erwachsenenalter wird Nachbarschaft deshalb zumeist irrelevant, nimmt bei der Familiengründung wieder zu und wird im Alter u.U. zum wichtigsten Bereich der Kommunikation – ein Phänomen, das uns in dieser Studie noch eingehend beschäftigen wird.

Bei der Prognose, welche Bedeutung urbane Nachbarschaften in Zukunft haben werden, konkurrieren drei prominente zeitgenössische sozialwissenschaftliche Konzepte: Die Repräsentanten der Idee einer „zweiten Moderne“, zu denen neben Ulrich Beck etwa auch Anthony Giddens oder Scott Lash gehören, vertreten die optimistische These, dass erst die von ihnen konstatierte Individualisierung die Basis für eine freiwillig gewählte Bürgergesellschaft darstelle und eine „reflexive Gemeinschaftsbildung“ (Lash 1996, S. 247ff)

ermögliche. „Die Zivilgesellschaft“, so die Annahme, „hat ihren sozialen Ursprung und Ort im erfahrbaren Nahbereich. Stärkung der Zivilgesellschaft heißt also Stärkung der lokalen Identität“ (Beck 1997, S. 29).

Dieser Position stehen „moderne Konflikttheoretiker“ (vor allem Heitmeyer 1997a, 1997b) bei insgesamt vergleichbarer Diagnose der jüngeren gesellschaftlichen Entwicklung skeptisch gegenüber. Sie verweisen auf die Zunahme sozialer Ungleichheiten und Polarisierungen als Konsequenz wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Veränderungen, die gewachsenes Vertrauen gefährden und Gemeinschaftspotenziale zerstören, also – vor allem in benachteiligten Gruppen – eher zu Konflikten, Gewaltbereitschaft und sozialer Ausgrenzung führen als zur Bildung von Solidarität und Gemeinschaftsgefühl.

Eine dritte, vor allem in den USA prominente Position wird von den „Kommunitaristen“ vertreten (stellvertretend Bellah et al. 1991; Etzioni 1995, vgl. auch Honneth 1995). Sie fordern eine moralisch erneuerte „Verantwortungsgesellschaft“, die sich auf die Bildung kleiner homogener Gemeinschaften konzentriert und in den Stadtplanungsstrategien der so genannten „Gated Communities“ und des „New Urbanism“ (stellvertretend Calthorpe 1993; Al-Hindi/Staddon 1997) ihren Ausdruck gefunden hat. Diese Position wird nicht ganz zu Unrecht von den beiden anderen Positionen kritisiert (vgl. Beck 1997; Heitmeyer 1997a), weil sie im Kern exklusiven Charakter hat und sich an den privilegierten Bedürfnissen der amerikanischen Mittelschichten orientiert.

Die Probleme – auch der vorliegenden Studie – sind indessen komplexer und lassen sich, was „Neighbourhood building“ betrifft, nur dann lösen, wenn heterogene lokale Gemeinschaften tatsächlich funktionieren. Und dies wird in avancierten westlichen Gesellschaften nur dann gelingen, wenn die Folgen des demographischen Wandels ernst genommen werden und sich Nachbarschaften mit ganz neuen Herausforderungen auseinanderzusetzen beginnen.

1.2 Die Notwendigkeit „neuer Nachbarschaft“ in einer alternden Gesellschaft

Freilich, was wissen wir wirklich über „alternde Gesellschaften“ (vgl. stellvertretend Mader (Hrsg.) 1995)? Das philosophierende Nachdenken darüber, dass wir nicht sagen können, was uns auf jeder neuen Stufe des Alterns erwarten wird, weil wir, wenn diese Stufe erreicht ist, andere sein werden, als wir heute sind (vgl. von Wendorff 1992, S. 14), ist eine passende Metapher für die Art, wie eine zivile Gesellschaft mit dem Phänomen umgehen sollte, dass ihre Bevölkerung in den kommenden Dekaden zunehmend „altert“, d.h. dass der Anteil der Hochaltrigen und – statistisch zumindest überraschend – besonders der *Höchstaltrigen* an der Gesamtbevölkerung drastisch ansteigt.

Wir wissen nicht wirklich, was das für unsere Gesellschaft bedeuten wird, ob es notwendigerweise zu Pflegekatastrophen führt, ob es den Bestand künftiger Sozial- und Gesundheitspolitiken gefährdet, ob es gar zu einem „Clash der Generationen“ kommt; oder ob unser Gemeinwesen in einem noch nicht zu bestimmenden, aber ganz überraschenden Sinne weiser, gelassener und solidarischer sein könnte, weil die Gesellschaft dann eine ganz andere sein wird als unsere heutige.

Was wir indessen wissen, ist, dass wir uns darauf vorbereiten müssen, dass zentrale Bedingungen, die bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein scheinbar unhinterfragt gegolten haben, infrage gestellt sind: z.B. die Tatsache, dass die Pflege der Alten eine Aufgabe der Familie sei. Gewiss wird auch in Zukunft der familiäre Sozialraum einen wesentlichen Teil der Verantwortung für die älteren Mitglieder und ihr Wohlergehen übernehmen, allerdings unterscheidet er sich in mindestens drei Aspekten von den konventionellen Erwartungen an das Familiensystem der „Moderne“:

- Familien sind seit langem kein stabiler Sozialraum mehr, der über Generationen seinen Bestand garantieren und die Aufgabe der Betreuung und Pflege der älteren Mitglieder selbstverständlich und unpro-

blematisch übernehmen könnte. Ein gutes Drittel der heute geschlossenen Ehen (in großstädtischen Bereichen mehr als die Hälfte) wird geschieden und macht neuen Familiensequenzen oder alternativen Formen des Zusammenlebens der Generationen, der Geschlechter oder gleichgeschlechtlicher Partnerschaften Platz (vgl. dazu stellvertretend Maihofer/Böhnisch/ Wolf 2001). Das führt zu Beziehungsmustern, die zwar gelegentlich aktiv und fürsorglich Familiengrenzen überschreiten, zugleich aber die traditionelle Verantwortung zwischen den Generationen innerhalb einer Familie schwächen. Hinzu kommt: Familienzyklen werden nicht nur komplizierter (etwa in „Patchworkfamilien“), sie werden durch die drastisch gesunkenen Geburtenraten auch „ausgedünnt“. D.h. für eine alternde Erzeugergeneration sorgen potenziell sehr viel weniger Nachkommen als in früheren Zeiten. Schon die schlichte Entdeckung des amerikanischen Soziologen Samuel Preston, dass zum ersten Mal in der Geschichte ein durchschnittliches Ehepaar mehr Eltern als Kinder hat (Preston 1976), verweist darauf, dass bestimmte Organisationsprobleme zwischen den Generationen, z.B. das Pflegeproblem, innerhalb der Familie definitiv nicht mehr gelöst werden können. Sozialdemographen sprechen ziemlich lapidar von „Bohnenstangenfamilien“ (vgl. stellvertretend Höpflinger 2008) und meinen die Schrumpfung des generationalen Familienumfangs und die gleichzeitige Zunahme intergenerationaler Verpflichtungen.

- Die Protagonistinnen der innerfamiliären Altenpflege waren – das ist der zweite Aspekt – vor allem die Frauen der mittleren Generation. Sie sind heute nicht nur durch die allmähliche Erosion der Familienkontinuität der traditionellen Verfügbarkeit entzogen, sondern durch ihre (übrigens auch familienökonomisch notwendige) berufliche Eingebundenheit. Wegen der drastisch angestiegenen Mobilität lebt die aktuelle Erwachsenengeneration zudem nicht selten vom Wohnort der Eltern weit entfernt und wäre logistisch gar nicht in der Lage, für deren Pflege zu sorgen. Aber es gibt noch ein interessantes innergenerationales Phänomen der älteren Generation, was das Pflegeprob-

lem zuspitzt. Bezug ist ein soziodemographischer Befund, der auf den ersten Blick trivial erscheint, aber vielleicht zum Nachdenken Anlass gibt: Verwitung kommt, das wissen wir, bei Frauen im Alter und besonders im hohen Alter sehr viel häufiger vor als bei Männern, ja, Witwenschaft ist fast zur Normalerwartung in weiblichen Biographien geworden. Gunhild Hagestad, eine bekannte norwegische Sozialdemographin, spricht plausibel von einer „*Feminisierung des hohen Alters*“ (Hagestad 1986).

Für Männer gilt das Gegenteil: Da sie durchschnittlich früher sterben und – falls sie ihre Partnerin verloren haben – im Alter häufiger noch einmal heiraten, gehört es zur Normalerwartung in männlichen Lebensverläufen, bis zum Tod mit einer Frau zusammenzuleben. In diesem Kontext hält die Statistik eine überraschende Zahl bereit, die den unterschiedlichen Alternsprozess der Geschlechter schlagend belegt: Die Wiederverheiratsquote liegt bei Männern jenseits der 65 in westlichen Gesellschaften achtmal höher als bei Frauen; und bei Männern steigt die Wahrscheinlichkeit sogar noch mit dem höheren Bildungsstand, während sie bei Frauen drastisch sinkt (vgl. Hagestad 1986, pp.153ff). Kluge Frauen, heißt das, vermeiden neue Partnerschaften; kluge Männer suchen sie geradezu. Der Erfolg indessen nimmt ab.

D.h. das Potenzial der selbstverständlichen Protagonistinnen der männlichen Alterspflege reduziert sich dramatisch. Die Gesellschaft der Postmoderne mit ihrem Pflegeproblem kann eben nicht mehr bei den künftigen Frauengenerationen „abgeladen“ werden.

- Tatsächlich aber hat der Pflegebedarf – dies ist der dritte Aspekt – durch die deutlich gestiegene und weiter steigende Lebenserwartung der Älteren so rasant zugenommen, dass er selbst unter traditionellen Familienbedingungen längst nicht mehr zu bewältigen wäre und durch professionelle Fürsorge- und Pflegeeinrichtungen ergänzt werden muss, deren Finanzierung langfristig durchaus nicht gesichert ist. Niemals waren mehr Menschen chronisch körperkrank als heute, und niemals war der Zuwachs der Altersdemenz so besorgniserregend (vgl. Dörner 2007).

Alle seriösen demographischen Vorhersagen prognostizieren zwischen 2010 und 2050 einen Bevölkerungsrückgang in Deutschland von ca. 82 Mio. auf ca. 65 Mio. und gleichzeitig einen Anstieg der über 65jährigen von 16,8 Mio. auf 23,5 Mio. D.h. jede/r Dritte (36,1%) wird über 65 Jahre sein, und die knappe Hälfte davon (10,1 Mio.) sogar über 80 Jahre (vgl. Witterstätter 2007). Wenn wir davon ausgehen, dass 2005 36,3% aller zwischen 85 und 90 Jahre Alten und sogar 60,2% aller über 90jährigen pflegebedürftig waren, hätte diese Entwicklung einen Zuwachs der Pflegebedürftigen zur Folge, der professionell weder zu bewältigen noch vollends zu bezahlen wäre, zumal davon ausgegangen werden kann, dass 2040 mehr als 60% der Pflegebedürftigen auf ausschließliche Fremdpflege angewiesen sein werden (Witterstätter 2007).

Diese bedrohliche Entwicklung verpflichtet nicht nur zu kreativen (Finanzierungs-)Modellen und der Kooperation von Laien, Semiprofis und Professionellen im Pflegebereich, sie zwingt auch zu realistischen Experimenten mit selbst gewählten Wohn- und Lebensprojekten *im Vorfeld der Pflege*, die den Eintritt in den Pflegestatus zu verzögern oder sogar zu verhindern helfen. Dazu gehören neben Wohnen in Pflegegruppen und betreutem Wohnen eben auch verschiedene Formen von Mehrgenerationswohnen und selbst bestimmtem gemeinschaftlichem Wohnen im Alter. Dazu zählt freilich vor allem der Aufbau einer neuen Praxis der Nachbarschaft. Und genau hier sind wir bei unserem Thema.

Wenn die familialen Netzwerke den Alternsprozess spätmoderner Gesellschaften nicht mehr auffangen und öffentliche Kompensation durch Staat oder Markt ökonomisch nicht mehr tragbar sind, muss – wie der streitbare Sozialpsychiater Klaus Dörner in seinem Buch *Leben und Sterben, wo ich hingehöre* (2007) fordert, ein „dritter Sozialraum“ aufgebaut werden. „Wir entdecken wieder“, sagt Dörner, „neben dem Raum des Privaten und neben dem des Öffentlichen den nachbarschaftlichen Sozialraum, der geschaffen ist für die Bereitschaft eines überfamiliären, aber doch

begrenzten und überschaubaren Helfens.“ (Dörner 2003, S. 5)

Freilich, gibt es diesen Sozialraum noch – zumal in den nachindustriellen, entmischten urbanen Wohngebieten? Ist das „Dorf in der Stadt“, wie dies der deutsch-amerikanische Stadtsoziologe Herbert J. Gans (1962) in seinem „Klassiker“ *The Urban Villagers* beschrieben hat, überlebensfähig? – Die vorliegende Studie möchte dazu vorsichtige und zugleich skeptische Antworten geben, die auf den Ergebnissen einer aktivierenden Befragung im Göttinger Stadtteil Leineberg beruhen.

2. Die Leineberg-Studie

„Der Leineberg“ (Abb.1), so der Sprachgebrauch der Bevölkerung, ist ein relativ junger, von anderen Göttinger Stadtquartieren deutlich abgegrenzter und insgesamt relativ überschaubarer Stadtteil. Das Satellitenbild zeigt die durch den Leinefluss, die Bahntrassen und das Klinikgelände natürliche und künstliche Eingrenzung des Quartiers.

Die Bevölkerungszahl ist unter 3.000 gefallen und hat in den letzten 30 Jahren kontinuierlich abgenommen. Die letzten Profildaten für das Quartier stammen von 2008 und weisen 1.295 Haushalte aus (GÖSIS 2008, Statistischer Bezirk 037). Viele Haushalte sind Ein-Personen-Haushalte und machen die strukturelle Überalterung des Quartiers deutlich (s.u.). Typisch für Stadtquartiere, die durch Neubebauung in den frühen 1960er Jahren entstehen, sie „altern“ mit der Gründergeneration. Anfangs ein vitales Stadtgebiet mit vielen jungen Familien und anregender sozialstruktureller Mischung aus Arbeiterschicht, unterer und mittlerer Mittelschicht, einer aktiven evangelischen Kirchengemeinde und einer Schule, die auf das Quartier ausstrahlt, wird aus dem Stadtteil ein kinderarmes Quartier, das seinen Charakter verändert. Die Gründer

sind alt geworden, ihre Kinder sind weggezogen, auch die aktivierenden Institutionen verlieren an Einfluss. Nachziehende ausländische Familien sind allerdings unterrepräsentiert und bilden insgesamt einen Bevölkerungsanteil von deutlich unter 10% (vgl. GÖSIS 2008, Statistischer Bezirk 037). Der Bedarf nach funktionierenden Nachbarschaften ist zumindest theoretisch gewachsen, weil der Anteil an allein stehenden älteren Menschen im Stadtteil deutlich zugenommen hat.

2.1 Methodischer Ansatz:

Die „aktivierende Befragung“

Ziel der Befragung war neben der Erhebung aktueller Daten auch eine bewusste Aktivierungsstrategie. „Aktivierende Befragungen“ gehören zum methodischen Instrumentarium der Gemeinwesenarbeit und gehen auf Anregungen zurück, die Saul D. Alinsky bereits in den 1930er Jahren in Chicagoer Migrantenquartieren erfolgreich erprobt hat. Die zentrale Idee solcher Befragungen ist nicht, wie in der klassischen Settlementbewegung, etwas *für* die betroffenen Menschen zu tun, sondern *mit ihnen* gemeinsam die Probleme zu finden und aktiv zu lösen, die von ihnen als solche identifiziert werden. Dabei schloss Alinsky an die ethnographischen Methoden der Chicagoer Schule der Soziologie, in der er selbst ausgebildet war, an und bevorzugte qualitativ-methodische Zugänge, insbesondere auch die teilnehmende Beobachtung (vgl. Hinte/Karas 1989).

In einer Reihe von Interviews gelang es den methodisch vorbereiteten InterviewerInnen dieser Studie, intensive weiterführende Gespräche zu führen, Probleme wie etwa den aktuellen Konflikt des „Leuchtturmprojekts“ mit der evangelischen Kirchengemeinde zu diskutieren und die Stadtteilbewohner zu einem Besuch des Stadtteilbüros zu motivieren. Auch teilnehmende Beobachtungen wurden genutzt, um ein Bild von verschiedenen Wohnsituationen im Stadtquartier zu erhalten.

Allerdings war die Erreichbarkeit der Haushalte begrenzt. Ca. 30% konnten – trotz mehrfacher Versuche – überhaupt nicht kontaktiert werden, ein weiteres knappes Drittel wehrte aus unterschiedlichen Gründen (zumeist mit dem Hinweis, keine Zeit zu haben) die Befragung ab.¹ Gut 30% konnten schließlich für die Befragung gewonnen werden. Dieser Tatbestand entwertet die Ergebnisse der Studie freilich nicht, zumal die soziale Zusammensetzung des Befragungssamples – von dem Aspekt der Beteiligung von Bewohnern mit Migrationshintergrund (s.u.) abgesehen – mit dem Sozialprofil der Leineberg-Bewohnerschaft weitgehend übereinstimmt. Möglicherweise hat die begrenzte Reichweite der Befragung auch mit dem Erhebungszeitraum (vor und nach Weihnachten 2009) zu tun. Schwerpunkt der Befragungszeit war abends zwischen 16 und 19 Uhr, um auch Berufstätige zu erreichen. Um diese Jahreszeit ist es allerdings ab 16 Uhr bereits relativ dunkel, was bei älteren Menschen durchaus zu Ängstlichkeit und Misstrauen führen kann. Nichtsdestoweniger bleibt ein nahezu repräsentativer Rücklauf von gut 30% der Haushalte interessant und aussagekräftig. Die im Folgenden vorgestellten ausgewählten Befunde unterliegen professionellen statistischen Berechnungen mit den Software-Instrumenten von SPSS.

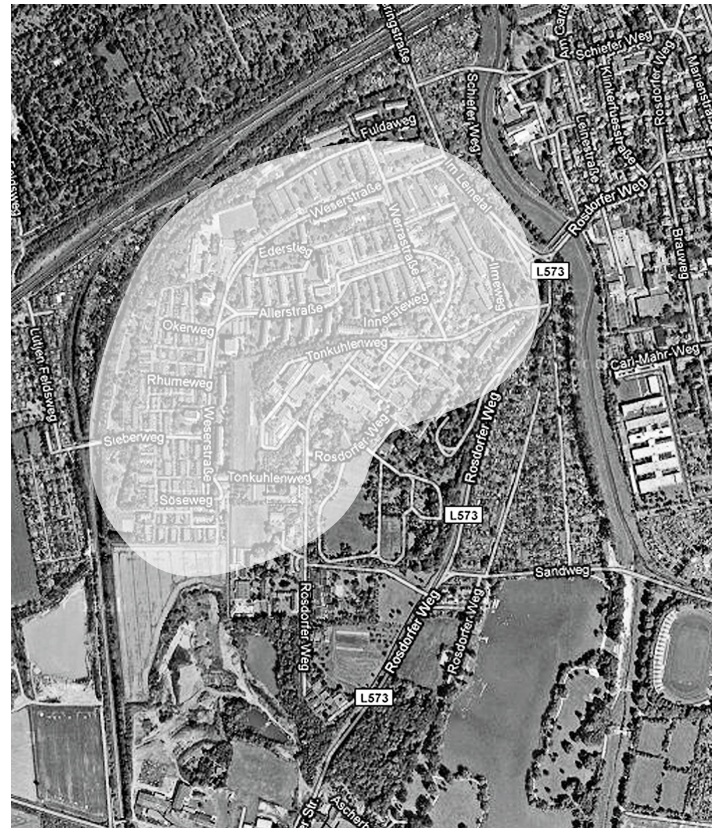


Abb. 1, Luftaufnahme des „Leinebergs“ (Quelle: Google)

¹ Denkbar für die Zurückhaltung ist hier auch eine Art „Überforschungseffekt“ durch zwei vorhergehende Untersuchungen.

2.2 Empirische Befunde

2.2.1 Sozialstatistisches

Zunächst soll das soziale Profil der untersuchten Stichprobe ein wenig deutlicher werden. (Abb.2, Abb.3)

Das Altersprofil der Befragten weist bereits auf ein Problem hin, das das Quartier in den folgenden Jahren noch stärker bestimmen wird: Die größte Bevölkerungsgruppe stellen gegenwärtig die „mittleren Alten“ (die 70 bis 80Jährigen), von denen der größere Teil nach den allgemeinen demographischen Prognosen auch die Höchstaltigkeit erreichen wird. D.h. Pflegeanfälligkei und Hilfsbedürftigkeit werden in der Zukunft zunehmen. Da auch die nachwachsenden Zehnerkohorten (ab 40) ähnlich zahlreich sind, die jüngeren Kohorten dagegen deutlich abfallen, identifizieren wir das Profil eines „alternden Quartiers“.

Dieses Bild wiederholt sich beim Blick auf die Haushaltsgrößen (Abb.4, Abb.5):

Ein- und Zweipersonenhaushalte dominieren. Die meisten Familien sind längst in der „Empty-Nest-Phase“. Die Kinder sind „ausgeflogen“, die Alten bleiben zurück. Drei- oder Vierpersonenhaushalte sind im Quartier eher die Ausnahme. Beim Blick auf die besondere Zusammensetzung der Haushalte (Abb.6) sehen wir, dass Paare ohne Kinder, vor allem aber allein Lebende klar in der Mehrheit sind (mehr als zwei Drittel der Haushalte). Selbst allein Erziehende bilden eine verschwindende Minderheit (5,7%). Auch vermutlich mehrheitlich studentische Wohngemeinschaften sind auf einem ähnlich niedrigen Niveau.

Das Quartier ist von seiner Bevölkerungszusammensetzung her also nicht zukunftsweisend und voller Potenzialität, sondern – wie typischerweise immer mehr gerade in den 1960er Jahren gegründete Stadtquartiere – von Überalterung und Abwanderung bedroht.

Altersgruppe in 10er Abständen		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	10-20	7	1,8	1,8
	20-30	52	13,4	13,4
	30-40	25	6,4	6,4
	40-50	69	17,8	17,8
	50-60	62	16,0	16,0
	60-70	61	15,7	15,7
	70-80	76	19,6	19,6
	Über 80	34	8,8	8,8
	Fehlend	2	0,5	0,5
	Gesamt	388	100,0	100,0

Abb.2, Alter der Befragten

Anzahl der Personen pro Haushalt		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	1	129	33,2	33,3
	2	139	33,8	35,9
	3	71	18,3	18,3
	4	39	10,1	10,1
	5	7	1,8	1,8
	6	2	0,5	0,5
	Gesamt	387	99,7	100,0
	Fehlend	1	0,3	
	Gesamt	388	100,0	

Abb.4, Anzahl der im Haushalt lebenden Personen

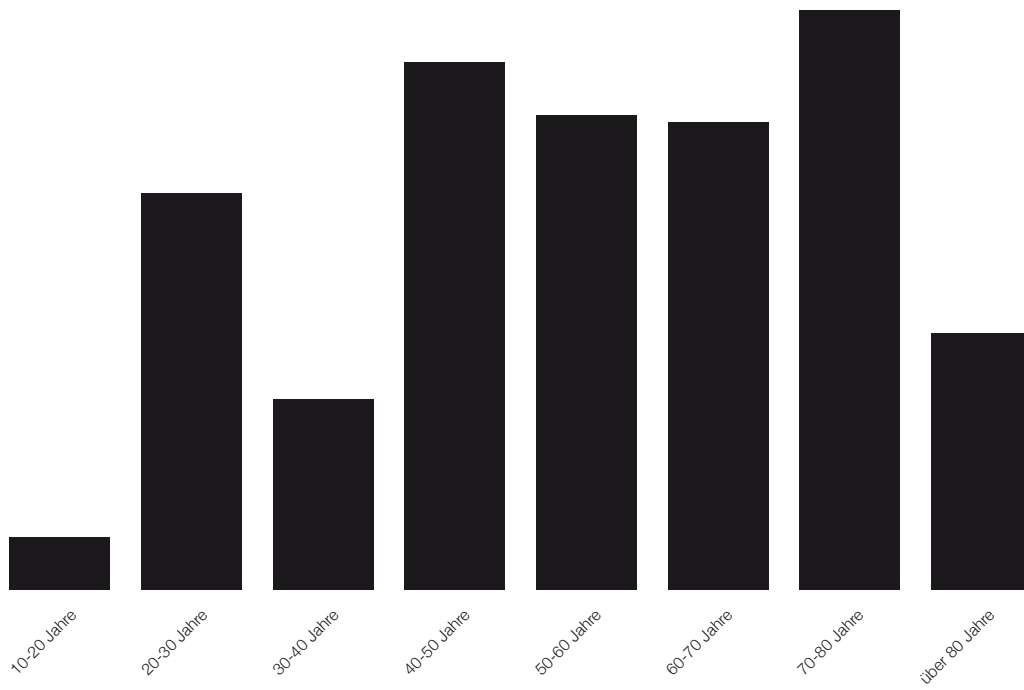


Abb.3, Alter der Befragten (Relation)

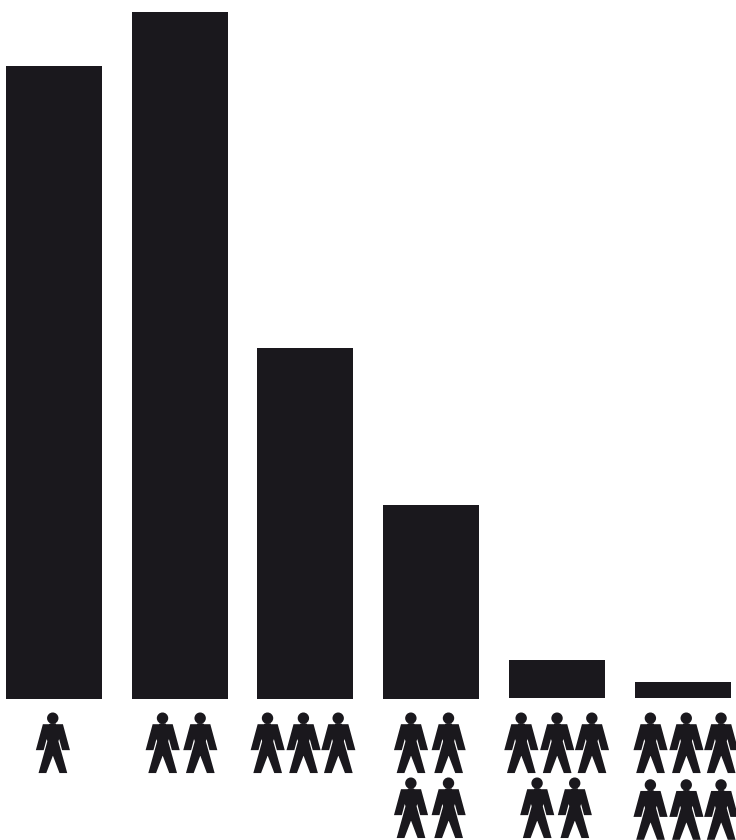


Abb.5, Anzahl der im Haushalt lebenden Personen (Relation)

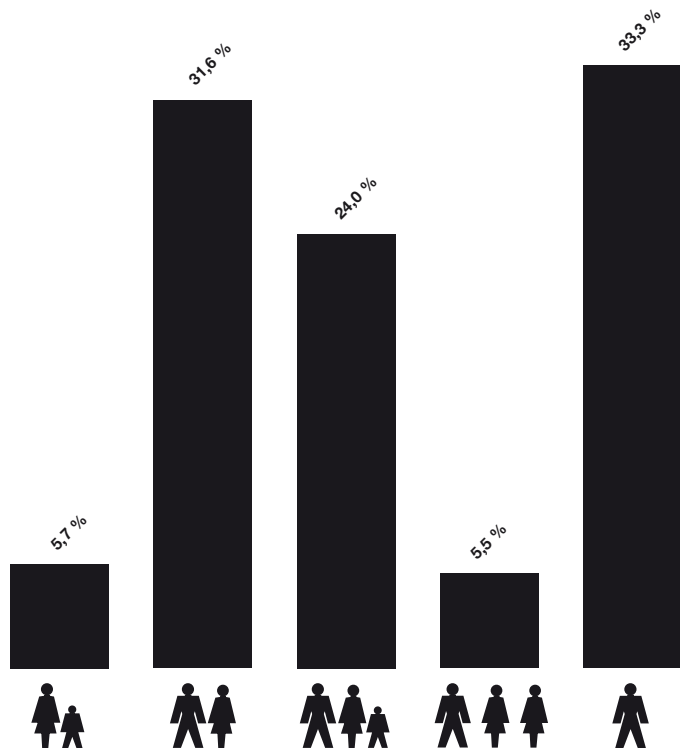


Abb.6, Zusammensetzung der Haushalte

Wie sieht es mit der ökonomischen Situation der Befragten (Abb.7) aus?

Wir haben es – im Durchschnitt – offensichtlich nicht mit einkommensstarken Haushalten zu tun, sondern mit Verdienstformen eher im unteren Segment der Einkommensskala: Drei Viertel der Haushalte liegen unter 2500 €, fast ein Viertel unter 1000 €. Selbstverständlich verweist auch dies auf die Tatsache, dass es sich in der Mehrzahl um Ein- oder Zwei-Personen-Haushalte handelt. Ganz gewiss reden wir nicht von einem „Armutsquartier“, aber doch von Bewohnern, die ihr Auskommen mehrheitlich sorgfältig planen müssen.

	Monatliches Brutto-Einkommen	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	A unter 1000 Euro	86	22,2	24,2
	B 1000 bis 2500 Euro	203	52,3	57,2
	C 2500 bis 4000 Euro	55	14,2	15,5
	D über 4000 Euro	11	2,8	3,1
	Gesamt	355	91,5	100,0
	Fehlend	33	8,5	
	Gesamt	388	100,0	

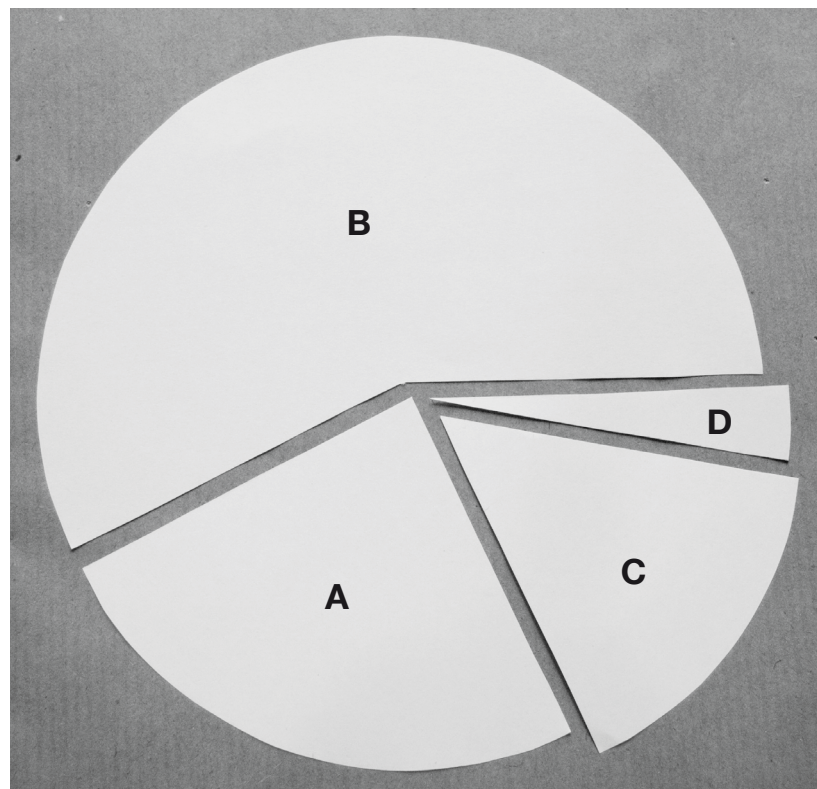


Abb.7, Monatliches Brutto-Einkommen der Befragten

Dieser Tatbestand verweist auf ihre Arbeitssituation (Abb.8): Nahezu die Hälfte der Befragten ist im Status jenseits der Erwerbstätigkeit (43,6%), die Betroffenen sind Rentner oder Pensionäre. Weniger als ein Fünftel arbeitet Vollzeit, ein weiteres Fünftel befindet sich in Ausbildungsprozessen.

Auch hier wird deutlich, dass wir es mit einem „alternden Quartier“ zu tun haben. Bei der erfragten Berufsangabe machen zwei Drittel keine inhaltlichen Angaben, weil sie Rentner oder Rentnerinnen sind. Das legt den Schluss nahe, dass zumindest die Mehrzahl während ihrer Erwerbstätigkeit eher als Arbeiter oder Angestellte tätig waren. Akademiker pflegen auch jenseits der Pensionsgrenze ihren Beruf noch zu erwähnen (z.B. „pensionierter *Lehrer*“). Jeweils ungefähr ein Siebtel sind als Angestellte oder Arbeiter beschäftigt. Der Anteil von Akademikern und höheren Beamten (1,3%), aber auch von Selbständigen (2,8%) ist äußerst gering. Insbesondere der niedrige Selbständigenanteil indiziert Infrastrukturdefizite im Quartier. Tatsächlich fehlen selbständige Handwerker und kleinere Geschäfte – ein deutlicher Nachteil gerade für die ältere Bevölkerung. (Abb.9)

Diesem Befund scheint die Frage nach der höchsten abgeschlossenen Ausbildung zu widersprechen, weil immerhin 16% angeben, Abitur oder Fachabitur gemacht zu haben und sogar 12% auf ein Studium zurückblicken. Bei beiden Angaben ist allerdings der Frauenanteil erstaunlich hoch (ca. ein Drittel) und erklärt womöglich den geringen Anteil akademischer Berufstätigkeit, weil viele Frauen dieser Generation auch bei höherer Qualifikation nicht erwerbstätig gewesen sind. Zwei Drittel der Befragten verweisen auf Haupt- bzw. Realschulabschlüsse. Nur ein geringer Prozentsatz (4,6%) ist ohne Abschluss. (Abb.10)

Arbeitsstatus		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	Schüler, Student, Azubi	31	8,0	8,0
	Vollzeit	74	19,1	19,1
	Teilzeit	50	12,9	12,9
	Hausmann/Hausfrau	20	5,2	5,2
	Rentner/Pensionär	169	43,6	43,7
	arbeitslos	43	11,1	11,1
	Gesamt	387	99,7	100,0
	Fehlend	1	0,3	
	Gesamt	388	100,0	

Abb.8, Arbeitsstatus der Befragten

Beruf		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	Rentner oder arbeitslos	258	66,5	67,7
	Angestellter	58	14,9	15,2
	Arbeiter und abhängig beschäftigt	49	12,6	12,9
	Akademiker und höherer Beamter	5	1,3	1,3
	Selbstständiger	11	2,8	2,9
	Gesamt	381	98,2	100,0
	Fehlend	7	1,8	
	Gesamt	388	100,0	

Abb.9, Beruf der Befragten

Ausbildungs- Abschluss		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	A ohne Abschluss	18	4,6	4,7
	B Haupt-/Volksschule	129	33,2	33,6
	C Realschule, mittlere Reife, Fachschule	129	33,2	33,6
	D Abitur, Fachabitur	62	16,0	16,1
	E Universität, Hochschule	46	11,9	12,0
	Gesamt	384	99,0	100,0
	Fehlend	4	1,0	
	Gesamt	388	100,0	

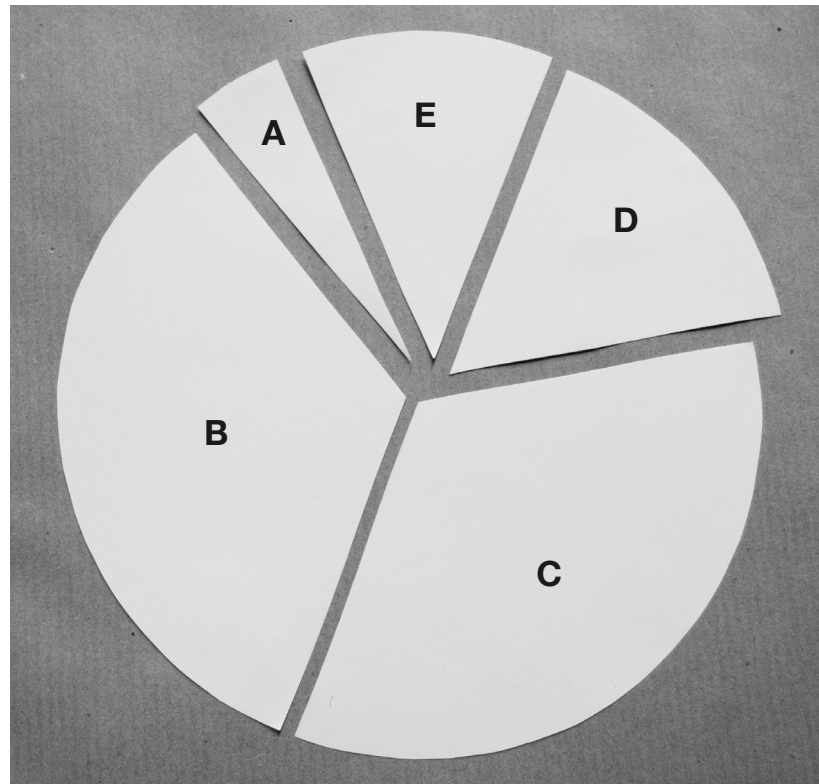


Abb.10, Ausbildung/Abschluss der Befragten

Bei einem Blick auf Veränderungen des Quartiers ist die Verteilung der Einzugshäufigkeiten aussagekräftig. Wir beobachten hier zwei „Spitzen“: in den 1960er Jahren (20,6%) und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends (überraschende 38,4%). Die erste „Spitze“ erklärt sich aus der zeitgleichen Entstehung des Stadtquartiers. Die zweite „Spitze“ ist zunächst weniger plausibel. Gewiss hat sie mit der Tatsache zu tun, dass älter werdende Paare nach Auszug der Kinder oder Tod eines Lebenspartners den Wohnraum wechseln und in kleinere Wohneinheiten übersiedeln. Größere Wohnungen werden frei und relativ schnell wiederbelegt. Allerdings sind es nicht – wie in anderen Stadtteilen Göttingens – Menschen mit Migrationshintergrund, die die Lücke schließen, sondern tatsächlich eher ältere deutsche Paare oder allein Wohnende. Der Leineberg scheint mit seiner ruhigen und abgeschirmten Lage und mit bezahlbaren Wohnungsmieten durchaus eine gewisse Attraktivität für ältere Göttinger der unteren Mittelschicht zu haben. Dies erklärt den Zuzug im vergangenen Jahrzehnt. (Abb.11)

Es gehört zu den natürlichen Problemen aktivieren der Befragungen, dass der Zugang zu ausländischen Bewohnern schwierig ist, schon aus Gründen mangelnder Sprachkompetenz und dem nicht ganz unverständlichen Misstrauen, folgeschweren Kontrollen ausgesetzt zu sein. Auch im vorliegenden Sample sind ausländische Mitbürger unterrepräsentiert, und obgleich sie am Leineberg – anders als etwa in Gronne-Süd – deutlich weniger als 10% der Bevölkerung stellen, nehmen sie unter den hier Befragten nur 4,4% (vs. 7,4% in der offiziellen Statistik) ein. (Abb.12)

Beim Geschlechtervergleich der Befragten überwiegen die Frauen, weil sie häufiger zu Hause angetroffen wurden und weil bei dem hohen Anteil älterer Befragter Frauen auch statistisch in der Mehrheit sind. (Abb.13)

Nationalität		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	deutsch	369	95,1	95,8
	türkisch	8	2,1	2,1
	russisch	1	0,3	0,3
	polnisch	1	0,3	0,3
	vietnamesisch	1	0,3	0,3
	französisch	1	0,3	0,3
	bosnisch	1	0,3	0,3
	afghanisch	1	0,3	0,3
	serbisch	2	0,5	0,5
	Gesamt	385	99,2	100,0
	Fehlend	3	0,8	
	Gesamt	388	100,0	

Abb.12, Nationalität der Befragten

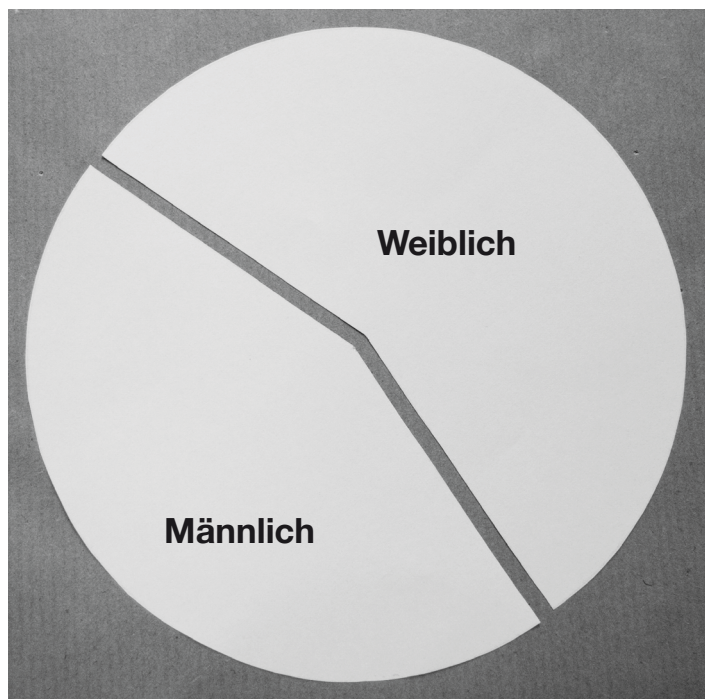


Abb.13, Geschlecht der Befragten
weiblich: 56 % ; männlich: 44%

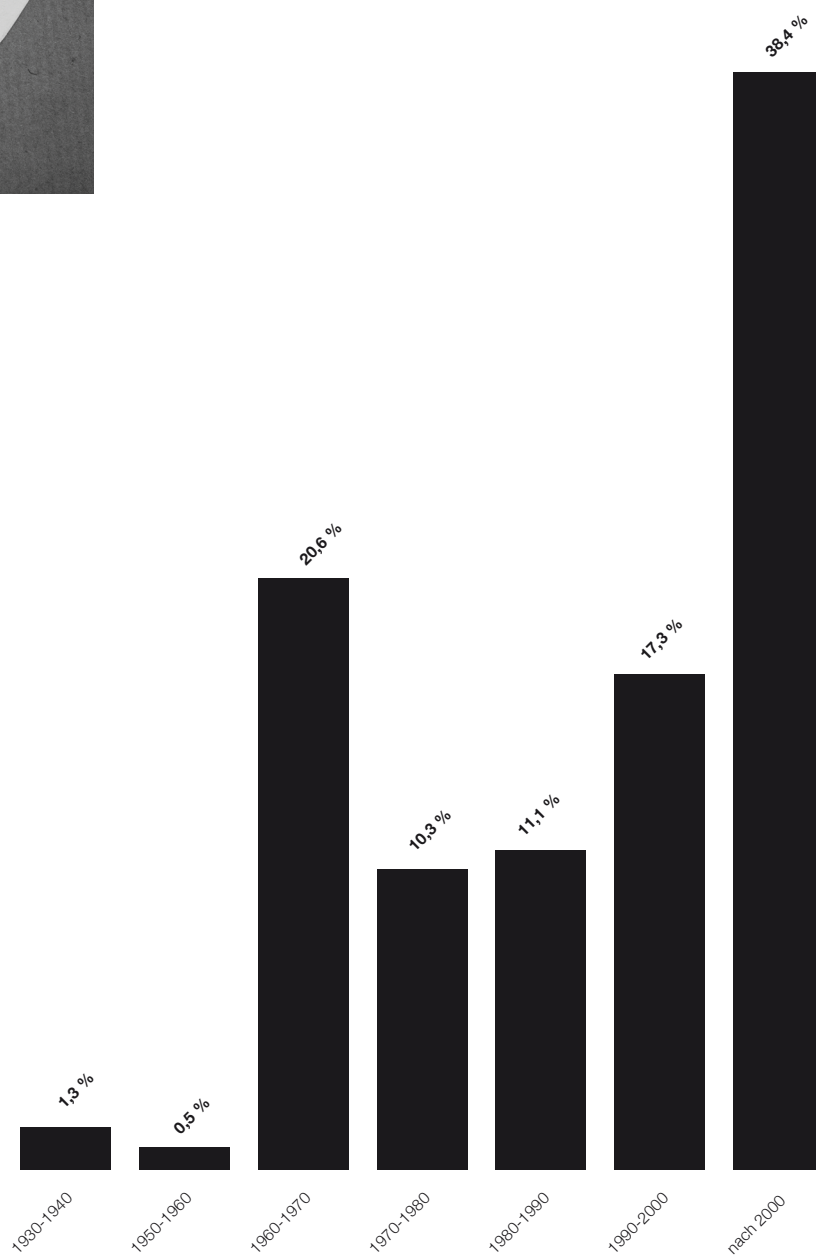


Abb.11, Einzugsjahr der Befragten

2.2.2 Fragen zu Nachbarschaft und Wohnzufriedenheit

Die Basisfrage zur Identität mit dem Wohnumfeld ist die Frage nach der Auszugsplanung. Nur 12% der Befragten planen in näherer Zukunft einen Auszug, 88% wollen in jedem Fall am Leineberg wohnen bleiben. (Abb.14)

Diese Grunddisposition wird plausibel, wenn wir das Ergebnis der Nachfrage nach freundlichen Nachbarn analysieren: Fast ein Fünftel kann spontan mehr als 20 Personen erinnern, die als „freundliche Nachbarn“ in Frage kommen, je fast ein Drittel kennt immerhin 10 bis 20 bzw. 5 bis 10 Personen, und nur das letzte Fünftel kann weniger als fünf „freundliche Nachbarn“ nennen. (Abb.15)

Von Interesse für die vorliegende Studie ist übrigens, dass sich die Verteilung bei den über 60Jährigen sogar noch günstiger darstellt: Fast ein Viertel kann mehr als 20 „freundliche Nachbarn“ angeben (24%). 32% können noch zwischen 10 und 20 Personen nennen. Und die beiden niederen Positionen im Ranking sind schwächer besetzt als im Gesamtsample. (Abb.16)

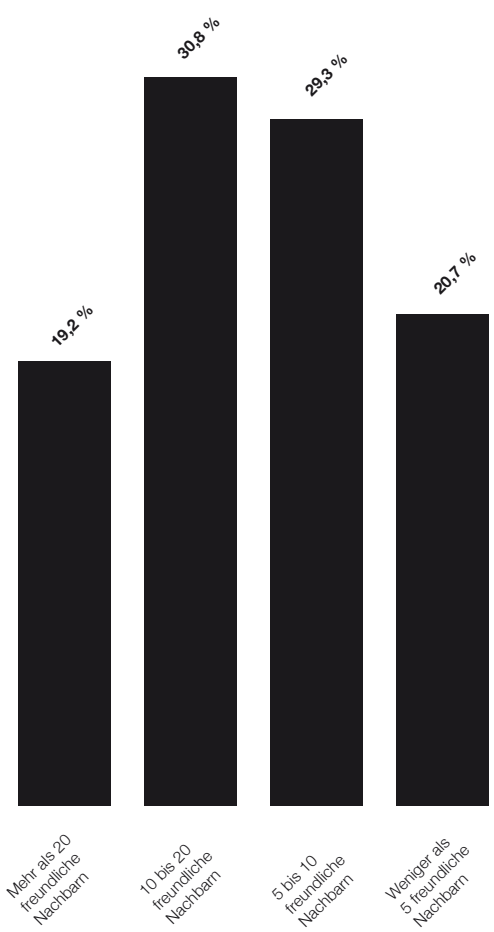


Abb.15, Azahl freundlicher und hilfsbereiter Nachbarn

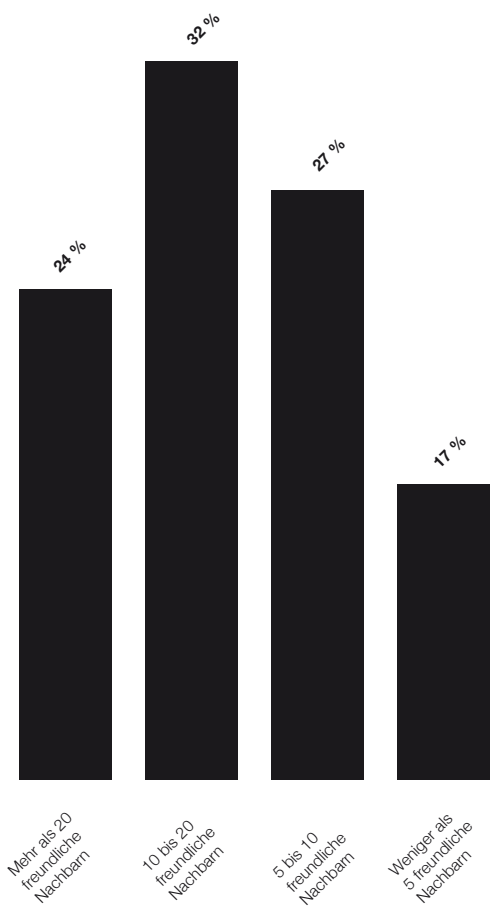


Abb.16, Azahl freundlicher und hilfsbereiter Nachbarn
(Antworten der über 60 jährigen)

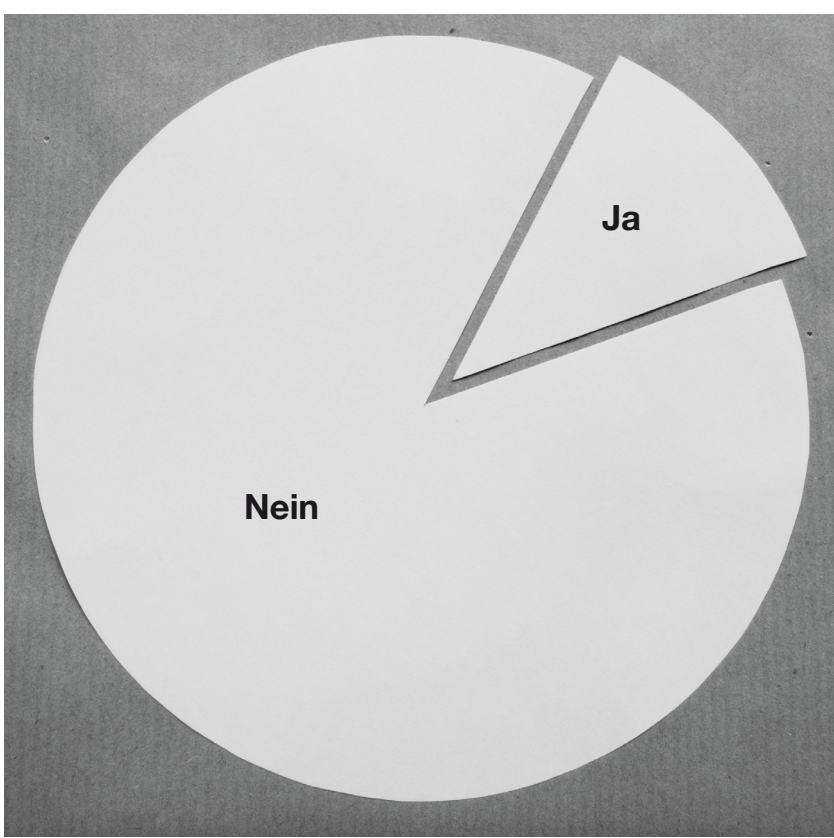


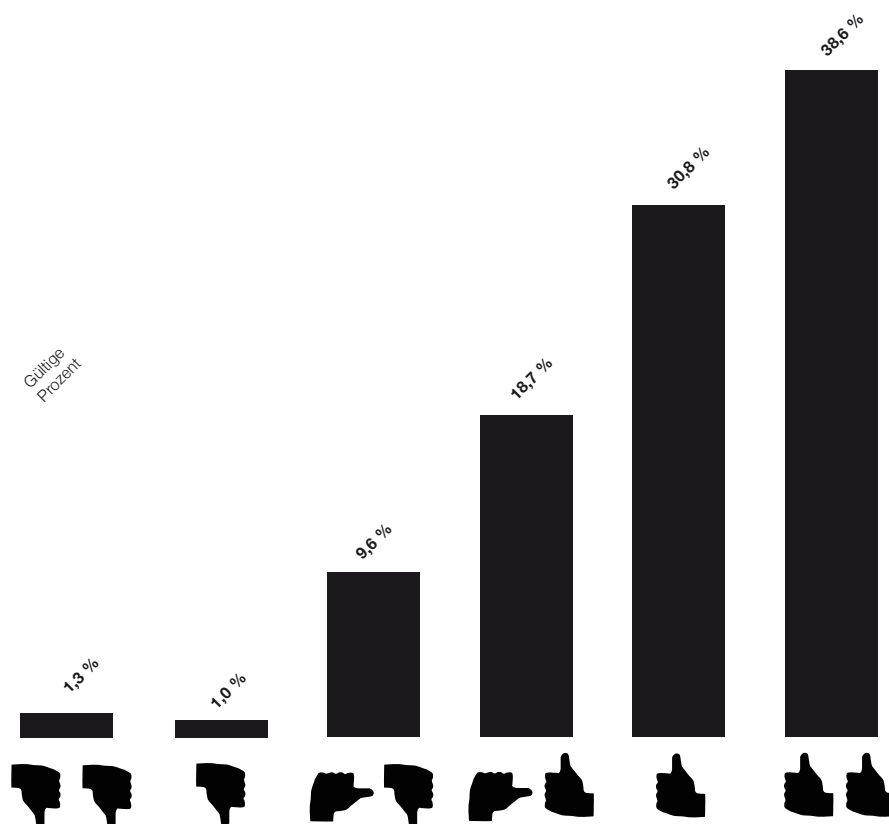
Abb.14, Umzugspläne der Befragten

Deshalb überrascht es zunächst nicht, dass das „Wohlfühl-Profil“ (*„Fühlen Sie sich wohl auf dem Leineberg?“*) insgesamt außerordentlich positiv ausfällt. Die besten Werte (*„ich fühle mich sehr wohl“* bis *„ich fühle mich wohl“*) stellen fast 90% der Gesamtwertungen, die negativen Einschätzungen spielen praktisch keine Rolle. (Abb.17)

Das Bild verändert sich allerdings merklich bei der Folgefrage (*„Wie zufrieden sind Sie mit den sozialen Kontakten auf dem Leineberg?“*). Hier gehen die höchsten Wertungen spürbar zurück, und die „Spitze“ liegt in der Mitte der Werteskala. (Abb.18)

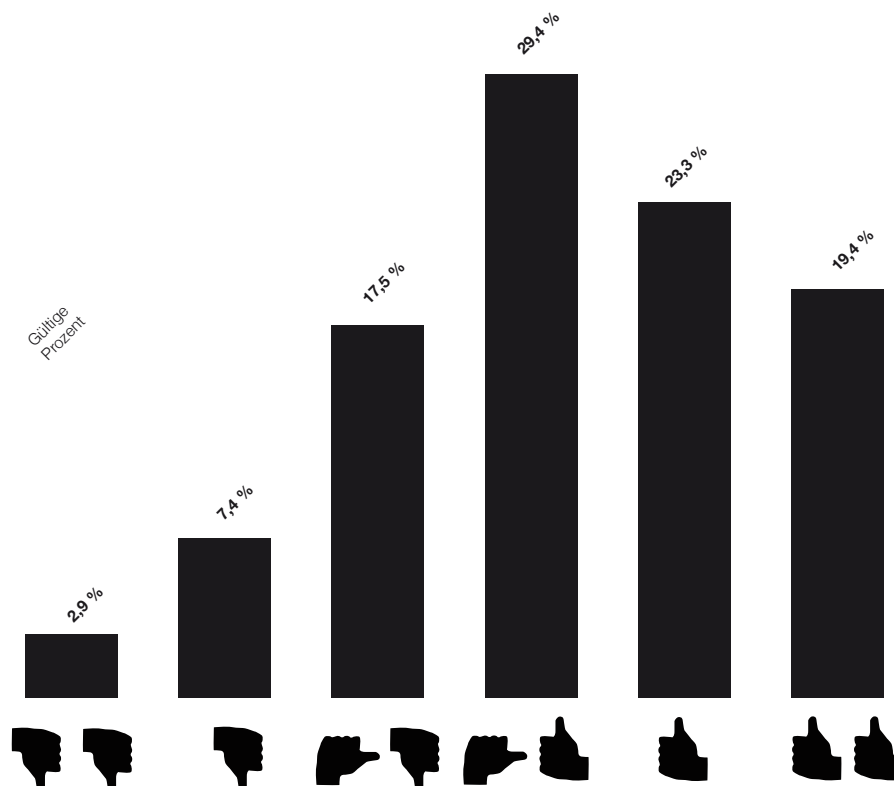
Wohlfühlen auf dem Leineberg		Häufigkeit	Prozent
Gültig	sehr unwohl	5	1,3
	zieml. unwohl	4	1,0
	unwohl	37	9,5
	wohl	72	18,6
	zieml. wohl	119	30,7
	sehr wohl	149	38,4
	Gesamt	386	99,5
	Fehlend	2	0,5
Gesamt		388	100,0

Abb.17, Wohlfühlen auf dem Leineberg



Zufriedenheit mit sozialen Kontakten		Häufigkeit	Prozent
Gültig	sehr unzufrieden	11	2,8
	zieml. unzufrieden	28	7,2
	unzufrieden	66	17,0
	zufrieden	111	28,6
	zieml. zufrieden	88	22,7
	sehr zufrieden	73	18,8
	Gesamt	377	97,2
Fehlend		11	2,8
Gesamt		388	100,0

Abb.18, Zufriedenheit mit sozialen Kontakten



Und ausgesprochen symptomatisch ist eine weitere Profilverschiebung bei der Folgefrage (*Wie zufrieden sind Sie bei den kulturellen und sozialen Angeboten?*). Hier zeigt sich nämlich eine wachsende Unzufriedenheit. Die negativen Werte sind deutlich stärker besetzt als die positiven. (Abb.19)

Wie lässt sich diese subtile Veränderung deuten? – Einfach gesagt, die Zufriedenheit schwindet mit der Ausdehnung des Sozialraums. Das „naive Wohlfühl“ bezieht sich auf die eigenen vier Wände und die unmittelbare Nachbarschaft. Dieser Bereich ist selbst gewählt und selbst gestaltet. „*Soziale Kontakte*“ beziehen bereits Menschen mit ein, denen man zwangsläufig begegnet – im Treppenhaus oder beim Kaufmann – und denen man u.U. lieber nicht begegnen würde. „*Soziale und kulturelle Angebote*“ sind, so scheint es, vollends der eigenen Gestaltung entzogen. Sie werden von Institutionen verantwortet, deren Interessen entweder nicht deutlich werden oder den eigenen Interessen sogar entgegenstehen. Die erkennbare Abstufung macht eine von den Befragten nicht reflektierte Differenzierung sichtbar in eine „*interne*“ und eine „*externe Nachbarschaft*“. Und hier scheint die Bereitschaft drastisch abzunehmen, den weiteren sozialen Nahraum, also das Quartier, noch als einen Raum zu akzeptieren, für den man Verantwortung zu übernehmen bereit ist.

Für dieses Phänomen gibt es in der gegenwärtigen (stadt-)soziologischen Diskussion vor allem zwei plausible Erklärungsmuster, die sich überlappen und wechselseitig ergänzen: Das eine bezieht sich auf die Beobachtung, dass soziale Zusammenhänge, klassische Milieus, selbst familiale Gemeinschaften ihre Selbstverständlichkeit und soziale Sicherheitsgarantie verloren haben und die Individuen zunehmend gezwungen sind, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. In den Diskursen der vergangenen beiden Dekaden ist diese Entwicklung vor allem mit dem Begriff der „*Individualisierung*“ (stellvertretend Beck 1986, S. 205ff) bezeichnet worden. Gleichzeitig haben aber auch „*Segregationen*“ zugenommen, d.h. die

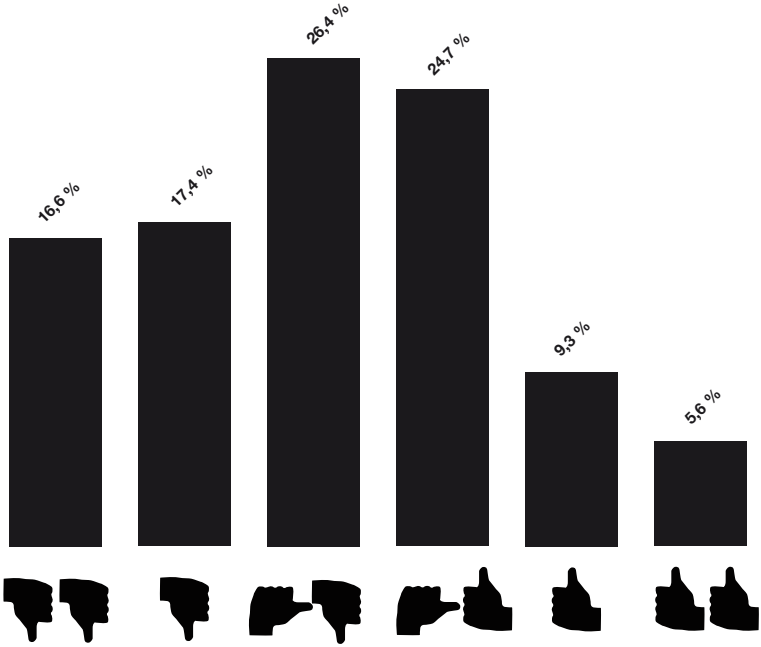
strukturellen, z.T. aber auch gewollten Abgrenzungen sozialer Gruppen gegeneinander. Die von Thilo Sarrazin aktuell inszenierte Pauschalpolemik gegen „Muslime“ gehört zu den rassistischen Auswüchsen solcher aktiver Segregationsprozesse (vgl. Sarrazin 2010).

Am Leineberg existiert eine klassische Segregation von Anfang an: Von den vier- bis achtgeschossigen Hochhäusern unterscheidet sich die Einfamilienhaussiedlung im Südwesten des Quartiers strukturell (s. Satellitenbild). Hier wohnten und wohnen gut situierte Mittelschichtfamilien, während in den Hochhäusern mehrheitlich Familien der unteren Mittelschicht und der unteren sozialen Schichten leben. In den vergangenen zehn Jahren ist eine weitere spürbare Segregation hinzugekommen: Bewohner mit Wohnungseigentum und schlichte Mietbewohner. In der Allerstraße etwa sind die beiden Straßenseiten durch diesen Unterschied gekennzeichnet, und bei der aktivierenden Befragung ist die wechselseitige Abgrenzung durchaus spürbar gewesen. Mit dem zweifellos gemäßigten Zuzug ausländischer Bewohner seit Beginn der 1990er Jahre entsteht ein drittes Segregationsprofil. Ob der zahlenmäßig durchaus bemerkenswerte Zuzug vor allem deutscher Quartiersbewohner im vergangenen Jahrzehnt ähnliche Effekte hat, kann durch unsere Studie nicht belegt werden.

Insgesamt bestätigen die beschriebenen Entwicklungen jene Veränderung des sozialen Nahraums, die zu einer „Schrumpfung“ nachbarschaftlicher Verantwortung und Zuständigkeit geführt hat. Man ist stärker „für sich“, und man „grenzt sich ab“. Wenn diese beiden Probleme bewältigt sind, lebt man durchaus zufrieden auf dem Leineberg. Was aber, wenn man Hilfe braucht?

Zufriedenheit mit kulturellen und sozialen Angeboten		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	1	59	15,2	16,6
	2	62	16,0	17,4
	3	94	24,2	26,4
	4	86	22,7	24,7
	5	33	8,5	9,3
	6	20	5,2	5,6
	Gesamt	356	91,8	100,0
	Fehlend	32	8,2	
	Gesamt	388	100,0	

Abb.19, Zufriedenheit mit kulturellen und sozialen Angeboten



Bei der Frage nach der Bereitschaft, gegebenenfalls nachbarschaftliche Hilfe *in Anspruch zu nehmen* (Abb.20), ist zunächst festzuhalten, dass der höchste Skalenwert bei der selbstverständlichen Annahme von Hilfe liegt (32,8% der Nennungen). Alle anderen Wertungen sind indessen etwa gleich stark gewichtet (zwischen 10% und 16%). Das Antwortprofil der älteren Bewohner über 60 Jahre weicht von dem Antwortprofil des Gesamtsamples nur unbedeutend ab. (Abb.21)

In gewisser Weise wiederholt sich hier die hintergründige Ambivalenz gegenüber der Nachbarschaft, die auch in den vorhergehenden Fragen schon Thema war: Prinzipiell ist die Bereitschaft zur Hilfeannahme gegeben, aber sie konzentriert sich offensichtlich auf Personen der eigenen Wahl und gilt keineswegs für alle. Die relativ hohen Werte bei den Nennungen im negativen Wertungsbereich zeigen Skepsis an. „Hilfe“ ist gleichsam für viele eine denkbare Option „*interner Nachbarschaft*“. Die weitere Nachbarschaft erscheint dafür ungeeignet. Stellt man z.B. Vergleiche des Antwortverhaltens zwischen Quartiersausschnitten an und wählt etwa die Allerstraße im Kontrast zum Fuldaweg, also eine Straße mit relativ hoher Bewohnerfluktuation und sehr gemischter Bewohnerschaft und ein Gebiet mit relativ geringer Fluktuation und homogener Bewohnerschaft, erkennen wir deutliche Abweichungen im Antwortprofil. (Abb.22, Abb.23)

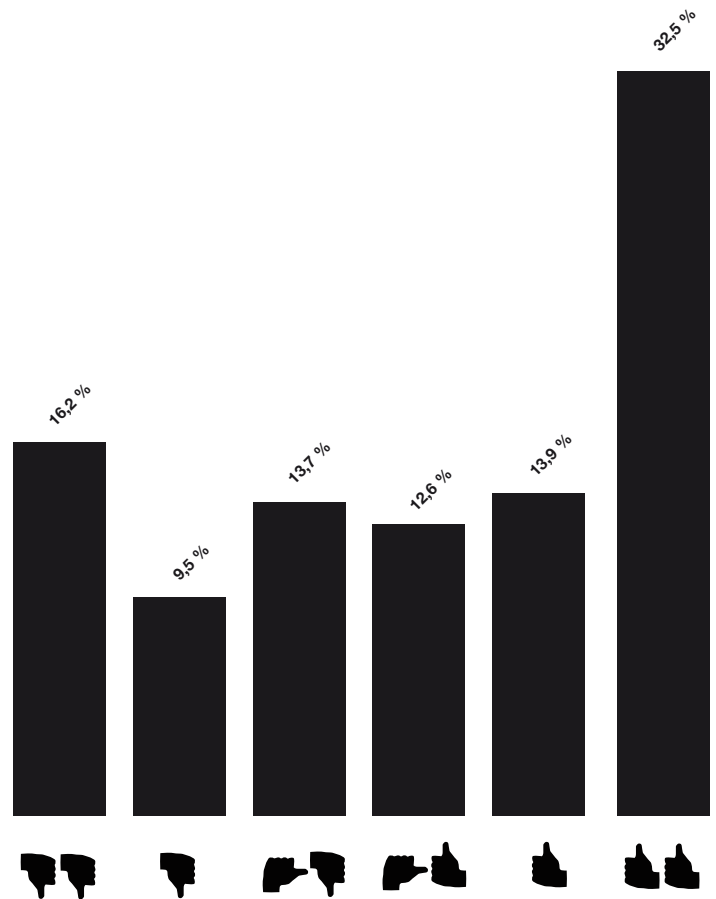


Abb.20, Bereitschaft nachbarschaftliche Hilfe anzunehmen.

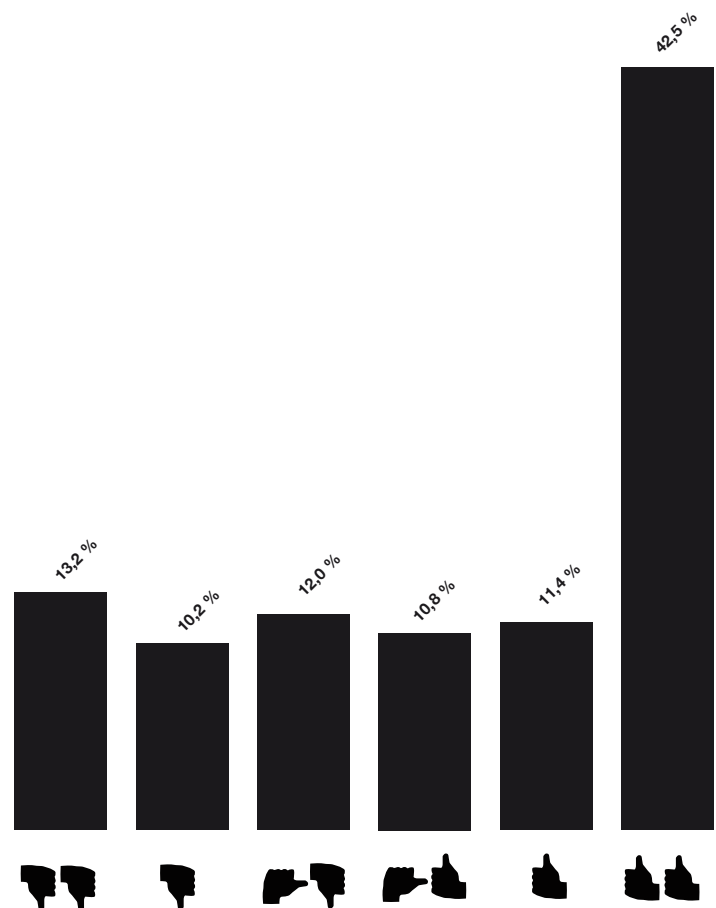


Abb.21, Bereitschaft nachbarschaftliche Hilfe anzunehmen.
(Antworten der über 60 jährigen)

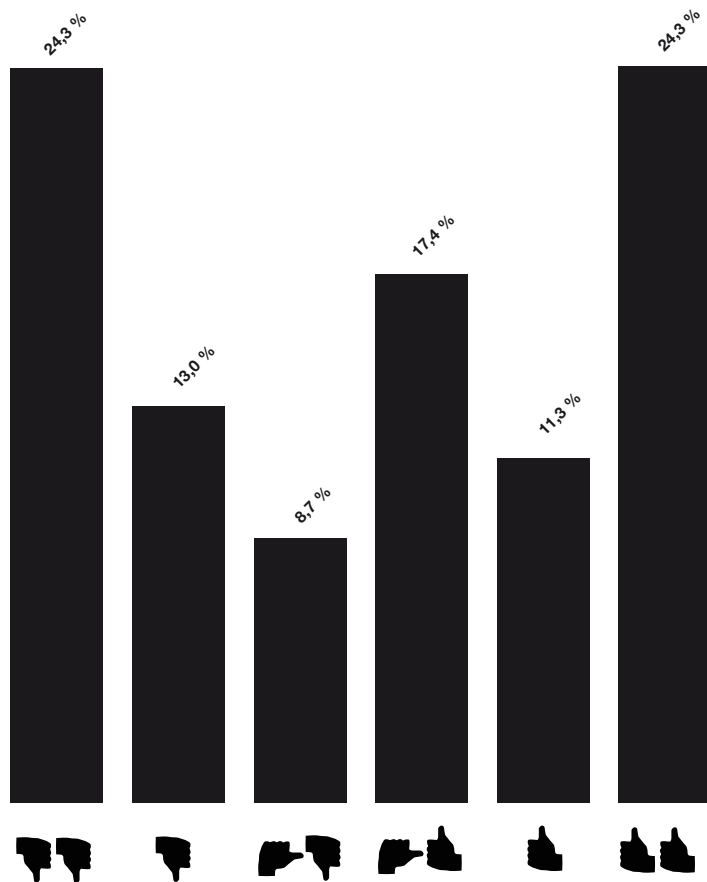


Abb.22, Bereitschaft nachbarschaftliche Hilfe anzunehmen.
(Antworten von Befragten, die in der Allerstraße leben)

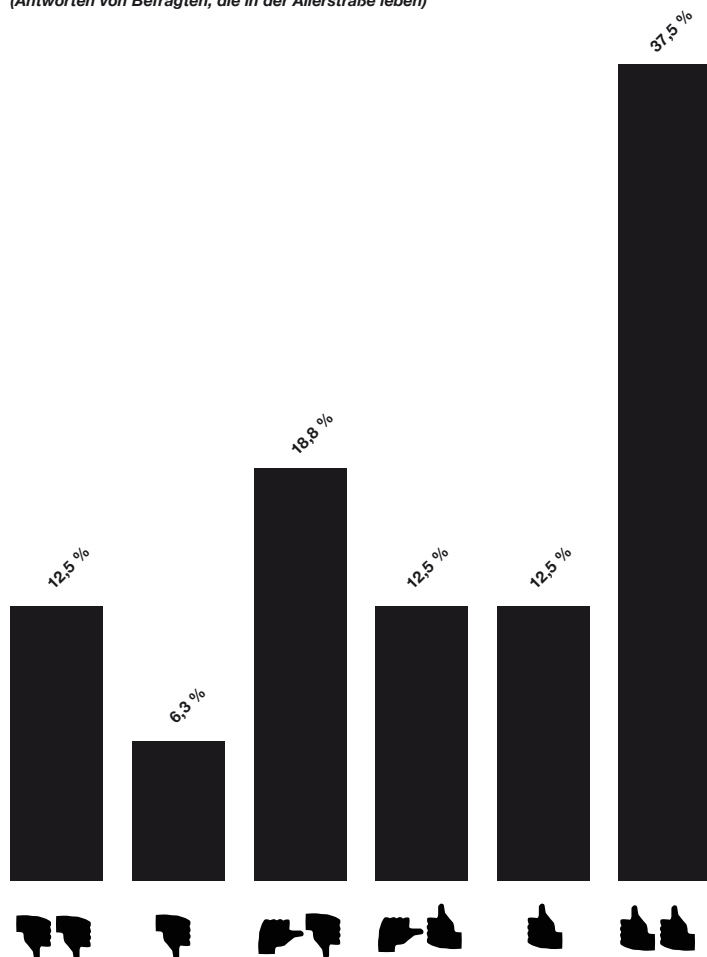


Abb.23, Bereitschaft nachbarschaftliche Hilfe anzunehmen.
(Antworten von Befragten, die im Fuldaweg leben)

Problemloser scheint die Bereitschaft zu sein, nachbarschaftliche Hilfe zu *geben*. Hier wird – auch unabhängig vom Alter – der positivste Skalenwert am häufigsten genannt. Alle anderen sind nur schwach besetzt. (Abb.24)

Das moralische Etikett prinzipieller Hilfsbereitschaft gehört zum kulturellen Erbe und ist als Teil sozialer Identität zunächst auch unriskant. Wenn Hilfsbereitschaft jedoch konkretisiert, also etwa auf nachbarschaftliche Pflege zugespitzt wird, ist das Antwortverhalten der Befragten differenzierter. (Abb.25)

Auch hier überwiegt noch die spontane Hilfsbereitschaft, aber Zurückhaltung ist zu erkennen. Nun kann Pflegehilfe selbstverständlich mit Ängsten verbunden sein, mit der Angst vor mangelnder Professionalität, der Angst vor zu großer körperlicher Belastung oder der Angst vor körperlicher Nähe. Jedenfalls ist die Bereitschaft zu konkreter nachbarschaftlicher Hilfe an Vorbedingungen geknüpft, die eine selbstverständliche, naive Zustimmung erschweren. Immerhin, fast die Hälfte der Befragten (46%) hat Hilfe bereits konkret erlebt. Authentisches Antwortverhalten in der Hilfefrage ist also zu unterstellen. (Abb.25)

Bereitschaft Nachbarn Hilfe zu leisten	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig sehr große Bereitschaft	5	1,3	1,3
große Ablehnung	9	2,3	2,3
Ablehnung	20	5,2	5,2
Bereitschaft	28	7,2	7,3
hohe Bereitschaft	71	18,3	18,4
sehr hohe Bereitschaft	252	64,9	65,5
Gesamt	385	99,2	100,0
Fehlend	3	0,8	
Gesamt	388	100,0	

Abb.24, Bereitschaft nachbarschaftliche Hilfe zu leisten.

Bereitschaft Nachbarn in der Pflege zu helfen	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig sehr große Bereitschaft	41	10,6	10,8
große Ablehnung	33	8,4	8,7
Ablehnung	39	10,1	10,3
Bereitschaft	82	21,1	21,6
hohe Bereitschaft	60	15,5	15,8
sehr hohe Bereitschaft	125	32,2	32,9
Gesamt	380	97,9	100,0
Fehlend	8	2,1	
Gesamt	388	100,0	

Abb.24, Bereitschaft nachbarschaftliche Hilfe in der Pflege zu leisten.

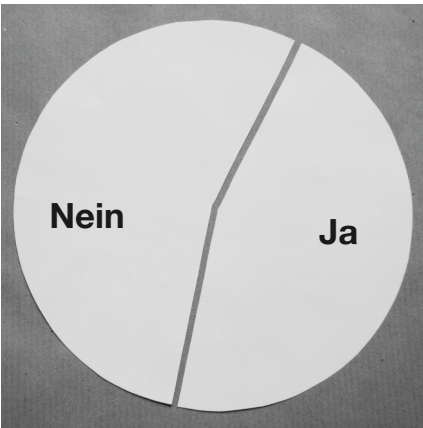


Abb.25, Bereits erlebte Hilfesituationen.
(46 % : Ja; 54 % : Nein)

2.2.3 Bürgergesellschaftliches Engagement

Wenn wir über bürgerschaftliches Engagement nachdenken, ist nicht die „interne“, sondern die „externe Nachbarschaft“ angesprochen. Es geht nicht um die Familie und die engere Nachbarschaft, es geht um das *Quartier*. Und Interessen, die das Stadtquartier betreffen, brauchen institutionelle Rahmungen: den Sportverein z.B., den Männerchor, die Kirchengemeinde, den Ortsverein einer Partei, möglicherweise auch einen Nachbarschaftsverein.

Fast erwartungsgemäß reagieren die Leineberger auf die Frage, ob sie sich die Mitarbeit in einem solchen Nachbarschaftsverein vorstellen könnten, mit Skepsis und Distanz. (Abb.26)

Positive Skalenwerte kommen kaum über 10% hinaus, am deutlichsten besetzt ist der negativste Skalenwert („ganz sicher nicht“: 21,4%). D.h. das Interesse, im erweiterten Umfeld der Nachbarschaft aktiv zu werden und Verantwortung zu übernehmen, ist äußerst gering entwickelt. Eine spätere, etwas abgewandelte Frage nach der Bereitschaft, in einer Initiative für soziale Belange der Bürger mitzuarbeiten, wiederholt das Antwortprofil nahezu identisch.

Das kann verschiedene Ursachen haben: Die bereits angesprochenen generellen sozialen Veränderungen durch Individualisierung und zunehmende Segregationsprozesse gehören zweifellos dazu. Aber es könnte auch lokalspezifische Gründe geben. Das Vereinsleben ist traditionellerweise auf dem Leineberg nicht besonders entfaltet worden, einen Nachbarschaftsverein hat es nie gegeben. Die erfolgreichsten und wirkungsvollsten Institutionen im Quartier waren sicher die evangelische Thomasgemeinde und die Schule am Leineberg. Aber gerade die Thomasgemeinde hat im vergangenen Jahr einen Konflikt mit dem ebenfalls von einer kirchlichen Institution, der Diakonie, getragenen Stadtteilbüro inszeniert, der für die Nachbarschaftsentwicklung riskant war.

Es ist gewiss nicht die Aufgabe dieser Studie, die Hintergründe dieses Konflikts zu untersuchen, nur war er

explizites Gesprächsthema bei der aktivierenden Befragung und hat sich auch in den Daten niedergeschlagen. Wenn wir uns beispielsweise die Ergebnisse zur Nachbarschaftsvereinsfrage im Fuldaweg ansehen, wo der Kirchenkonflikt explizit zum Thema gemacht wurde, dann entdecken wir ein deutlich negativeres Antwortprofil als im Gesamtsample. (Abb.27)

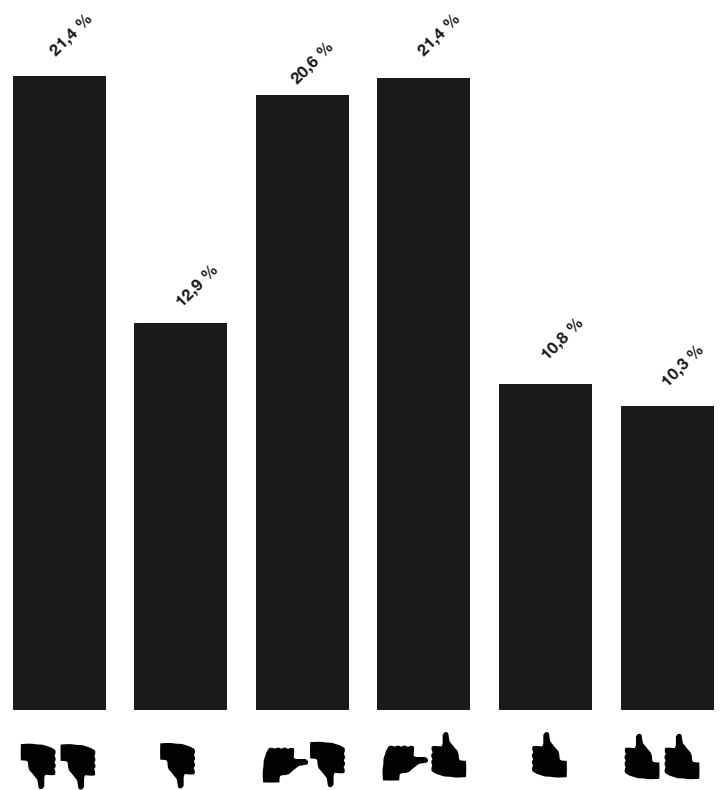


Abb.26, Bereitschaft in einem Nachbarschaftsverein mitzumachen

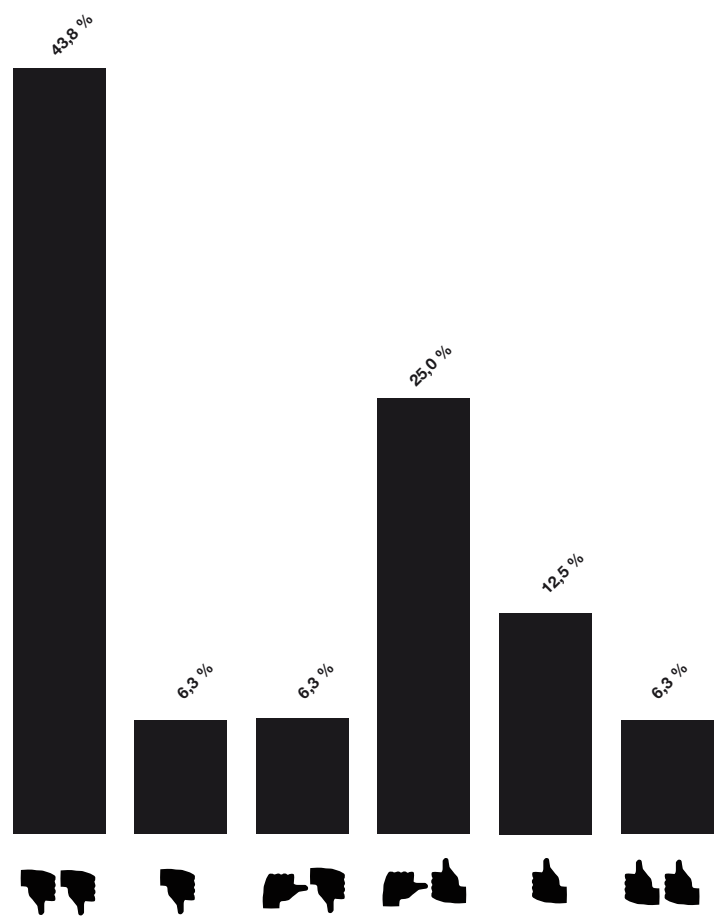


Abb.27, Bereitschaft in einem Nachbarschaftsverein mitzumachen (Fuldaweg)

Welche Einrichtung gibt Ihnen das Gefühl nachbarschaftlich eingebunden zu sein?	Häufigkeit	Prozent
A Kirchenchor	77	42,3
B Verein	39	21,4
C Partei	6	3,3
D Aderes	60	33,0
Gesamt	182	100,0

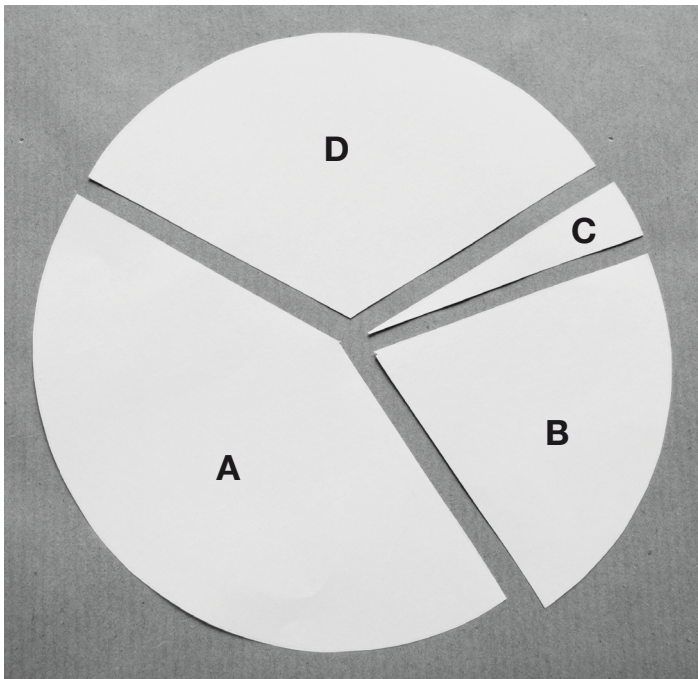


Abb.28, Nachbarschaftseinrichtungen

Mehr als 40% lehnen eigene Aktivität in einem Nachbarschaftsverein brüsk und grundsätzlich ab. Motiv ist, dass mit diesem fiktiven Verein das Stadtteilbüro identifiziert wird und dies ja durch Kirchenvorstand und Gemeindepastorin in öffentlichen Leserbriefen zum Gegner erklärt wurde. Gelegentlich werden Segregationsprozesse bewusst herbeigeführt. Der Nachbarschaft dient dies gewiss nicht.

Dabei werden von einem Teil der Befragten Aktivitäten in der erweiterten Nachbarschaft durchaus benannt. (Abb.28)

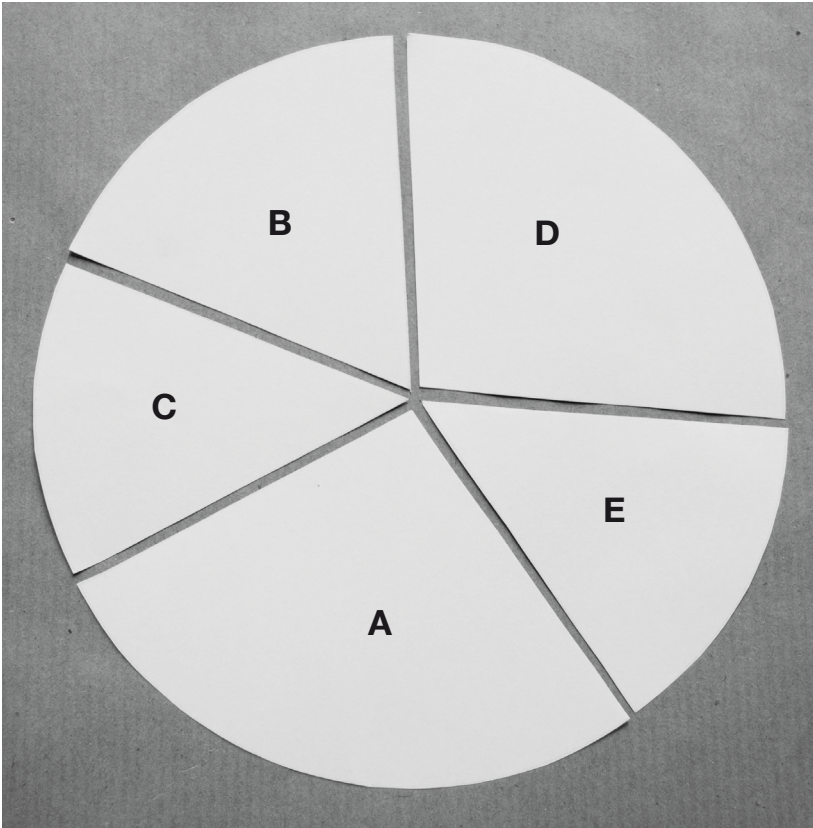
42,3% geben den Kirchenchor an, 21,4% immerhin einen Verein (z.T. außerhalb des Leinebergs). Ein sehr geringer Teil der Befragten (3,3%) hebt das Engagement in einer Partei hervor, ein Drittel nennt unspezifisch andere Aktivitäten, die das Gefühl vermitteln, nachbarschaftlich eingebunden zu sein.

Bei der nachgehenden Frage, in welchen Interessensbereichen man sich engagieren würde, falls sich dazu Gelegenheit böte, nennen erstaunlich viele die Kinder- und Jugendarbeit (45,1%), nur ein gutes Viertel (26,7%) die Altenarbeit. (Abb.29)

Für die anstehenden Probleme des Quartiers wäre die umgekehrte Gewichtung nützlich. Aber auch hier wird bei den (in der Zukunft) gewünschten Aktivitäten das Engagement für Kinder- und Jugendliche wieder hervorgehoben (24,4%). Ähnliche Gewichtungen erreichen nur „generelle Freizeitangebote“ (20,7%), „unspezifische Angebote“ (18,2%) oder „Feste“ (15,7%). Klassische Vereinsaktivitäten (2,9%), spezifische Angebote für Ältere (5,4%) oder Migranten (1,2%) fallen demgegenüber ab. (Abb.30)

In welchem Bereich könnten Sie sich Ihr Engagement vorstellen?	Häufigkeit	Prozent
A Arbeit mit Kindern	102	27,2
B Jugendarbeit	67	19,7
C Kulturarbeit	52	13,9
D Altenarbeit	100	26,7
E Ökologische Arbeit	54	14,4
Gesamt	375	100,0

Abb.29, Eigenes Engagement



Aktivitätswünsche	Häufigkeit	Prozent
Angebote für Kinder/Jugend	59	24,4
Feste	38	16,7
Angebote für Senioren	13	5,4
Angebote für Migranten	3	1,2
generelle Freizeitangebote	50	20,7
klassische Vereinsaktivitäten	7	2,9
unspezifische Angebote	44	18,2
Restkategorie: Änderungen	28	11,6
Gesamt	242	100,0

Abb.30, Aktivitätswünsche der Befragten

Man könnte auch aus dieser Prioritätenliste Schlüsse ziehen, die Beobachtungen aus bereits diskutierten Befunden bestätigen. Die wiederholte Hervorhebung von Initiativen für Kinder- und Jugendliche deutet auf eine gewisse Beliebtheit der Optionen: Zum einen hat die Zahl der Kinder und Jugendlichen im Quartier deutlich abgenommen, zum anderen wären andere mit der Aufgabe beschäftigt, Aktivitäten für die Jüngeren anzubieten. Für Beliebtheit spricht auch die hohe Gewichtung von „*generellen Freizeitangeboten*“ oder sogar „*unspezifischen Angeboten*“. Hier zeigt sich – selbst in der Bereitschaft, auf die gestellte Frage zu antworten – eine subtile Distanzierungsstrategie. Aktivitäten, die ein persönliches Commitment voraussetzen würden, werden entweder gar nicht genannt oder aber marginalisiert.

Die gemischt positive Einstellung zu einem Bürgertreff dokumentiert erneut die Ambivalenzen, die wir im Kontext von Nachbarschaft identifizieren konnten: Es zeigt eine gewisse Bereitschaft für die spontane, nicht institutionalisierte Einrichtung „Bürgertreff“, die – anders als Vereins- oder Kirchenmitgliedschaft – nicht langfristige Verbindlichkeit voraussetzt, sondern den situativen Entschluss erlaubt, teilzunehmen oder eben nicht teilzunehmen. Andererseits assoziiert der Bürgertreff gleichwohl die erweiterte Nachbarschaft – ein Terrain, in dem sich die Mehrzahl der Befragten eigentlich nicht engagieren will. (Abb.31)

Die deutlich positivere Einschätzung eines Sommerfests widerlegt diesen Eindruck keineswegs. (Abb.32) Sommerfeste sind Events, an denen man teilnehmen, die man genießen, auf die man jedoch auch verzichten kann. Verbindlichkeit und Übernahme von Verantwortung verlangen sie allenfalls von denen, die die Organisation übernehmen.

Wir beobachten also einerseits eine Konzentration sozialer Beziehungen auf den engsten Nahbereich der eigenen Existenz, andererseits eine *deutliche Lockerung der Interaktionsbezüge und auch der sozialen Commitments im mittleren räumlichen Umfeld.*

Die klassische Nachbarschaft der „Urban Villagers“ (Gans 1962), der Menschen, die sich nicht nur für die individualisierten Eigenbelange, sondern für das gestaltbare Gemeinwesen verantwortlich fühlen, ist im Schwinden begriffen und kann, was den Leineberg angeht, auch deshalb nicht problemlos wiederhergestellt werden, weil sich Segregationsmuster zwischen verschiedenen Gruppen, aber auch zwischen Quartiersarealen entwickelt haben, die eine gemeinsame „externe Nachbarschaft“, eine „Quartiersidentität“ sozusagen, nicht mehr zulassen.

Deshalb sind die Wünsche für Veränderungen am Leineberg auch nur zu geringen Teilen im sozialen Feld angesiedelt. Auf die Frage „*Wenn Sie die Macht hätten, etwas zu ändern auf dem Leineberg, was würde Ihnen zuerst einfallen?*“ antworten fast drei Viertel der Befragten mit eher oberflächlichen, beinahe technischen Veränderungswünschen wie Veränderung der Verkehrssituation (20,9%), bessere Einkaufsmöglichkeiten (20,3%) oder Verbesserung des Stadtteil-Outfits (26,7%). Nur etwa ein Zehntel geht explizit auf soziale Prozesse ein (Veränderung der sozialen Kontakte im Zusammenleben: 7,5% und Veränderungen in/bei der Kirchengemeinde: 3,9%). (Abb.33)

Wie bewerten Sie das Sommerfest?		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	überflüssig	12	3,1	3,2
	nicht sinnvoll	15	3,9	4,9
	weniger sinnvoll	25	6,4	6,6
	sinnvoll	62	16,0	16,4
	ziemlich sinnvoll	69	17,8	18,3
	sehr sinnvoll	195	50,3	51,6
Gesamt		378	97,4	100,0
Fehlend		10	2,6	
Gesamt		388	100,0	

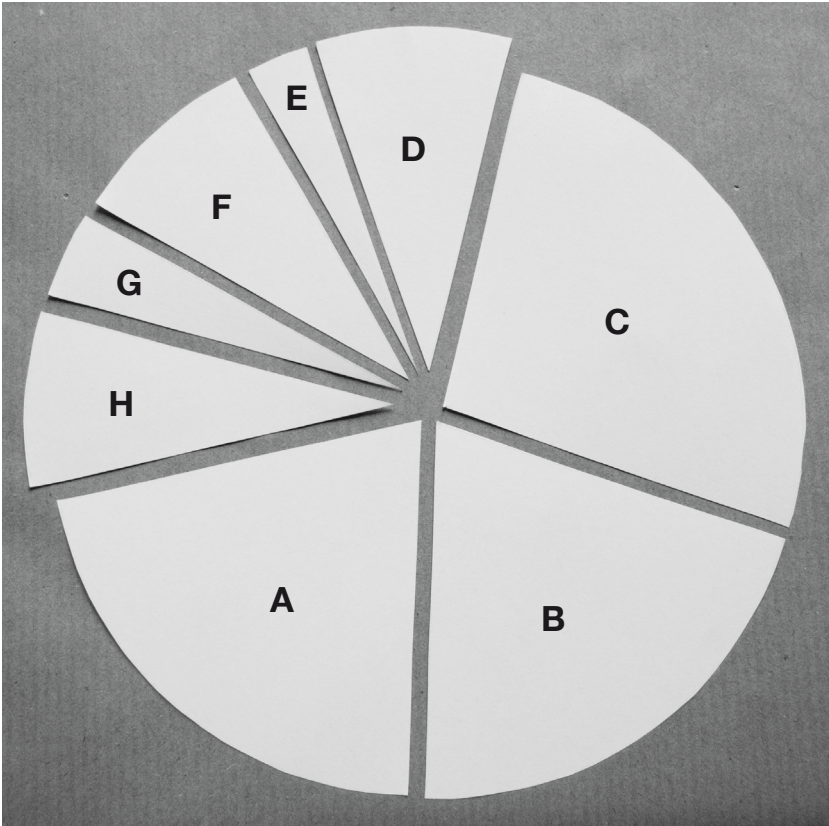
Abb.32, Einschätzung des Sommerfestes

Wie bewerten Sie einen Bürgertreff?		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozent
Gültig	überflüssig	36	9,3	9,5
	nicht sinnvoll	14	3,6	3,7
	weniger sinnvoll	56	14,4	14,8
	sinnvoll	85	21,9	22,5
	ziemlich sinnvoll	70	18,0	18,5
	sehr sinnvoll	117	30,2	31,0
Gesamt		378	97,4	100,0
Fehlend		10	2,6	
Gesamt		388	100,0	

Abb.31, Bewertung eines Bürgertreffs

Ich wünsche mir eine Veränderung...	Häufigkeit	Prozent
A der Verkehrssituation	75	20,9
B der Einkaufsmöglichkeiten	73	20,3
C im Outfit des Stadtteils	96	26,7
D bei den Angeboten für Kinder	33	9,2
E bei den allg. Freizeitangeboten	10	2,8
F bei politischen Forderungen	31	8,6
G in der Kirchengemeinde	14	3,9
H der sozialen Kontakte/ im Zusammenleben	27	7,5
Gesamt	359	100,0

Abb.33, Veränderungswünsche für den Stadtteil



2.3 Zusammenfassende Thesen

Die Ergebnisse der Leinebergstudie sind durchaus – auch soziologisch – interessant, selbst wenn sie zu euphorischen Prognosen wenig Anlass geben. Wenn wir die wesentlichen Beobachtungen in knappen Thesen zusammenfassen, sollten folgende Aspekte hervorgehoben werden:

(1) Die Antwortprofile sind insgesamt erstaunlich homogen. Die Variablen Sozialstruktur und Alter zeigen vordergründig keine signifikanten Unterschiede. Das bedeutet: *Wir entdecken eine Art „Mainstreamverhalten“ unter verschiedenen Gruppierungen.* Es bedeutet nicht, dass es unter diesen Gruppierungen keine Abgrenzungen gäbe, aber im Blick auf „Nachbarschaft“ scheinen alle ähnliche Vorbehalte zu haben.

(2) Am ehesten lässt sich ein Unterschied der erkennbar segregierten lokalen Umfelder identifizieren (gewiss ein verdeckter Sozialstruktureffekt), der allerdings zeigt, dass wir *erhebliche Segregationsprozesse* annehmen müssen, die eine quartierorientierte Nachbarschaftsentwicklung erschweren. Konkret heißt das: Bewohner der Allerstraße zeigen z.B. ein deutlich anderes Antwortverhalten als Bewohner des Fuldawegs. Menschen, die auf der rechten Seite der Allerstraße leben (mehrheitlich Wohnungseigentümer) unterscheiden sich im Antwortverhalten deutlich von Leuten auf der linken Seite (Mieter).

(3) Identifizierbar sind auch die *positiven Gewichtungen „interner Nachbarschaften“*, die eine Ablehnung „externer Nachbarschaft“ nicht aus-, sondern häufig geradezu einschließen. „Interne Nachbarschaften“ sind selbst gewählt. Sie haben eine familistische und freundschaftliche Konnotation. „Externe Nachbarschaften“ sind notgedrungen institutionenvermittelt und werden daher eher mit Misstrauen versehen. Das freiwillige Engagement in dieser Variante der Nachbarschaft ist im Stadtteil sehr gering entwickelt. Offensichtlich fehlen auch gute Traditionen der organisier-

ten Nachbarschaft. Vereine haben sich nicht wirklich etablieren können. Vielleicht fehlt dem Quartier auch die „kritische Masse“ an relevanten Akteurinnen und Akteuren. Knapp 3000 Bewohner, deren Altersdurchschnitt deutlich zugenommen hat, können ein „Quartiersmanagement“ nicht in die eigene Hand nehmen.

(4) *Akzeptiert wird im „externen Nachbarschaftskontext“ das Event* (Sommerfest, Bürgerfest etc.). Solche Events sind nicht mit Commitments, also persönlichen Verpflichtungen, verbunden. Man kann kommen und gehen, ohne Verantwortung zu übernehmen. Vielleicht ist das ein praktischer Beginn, den Erfahrungshorizont „externer Nachbarschaften“ zu etablieren. Überforderung der Bewohner wäre fruchtlos und inakzeptabel.

(5) Der „Kirchenkonflikt“ ist vielleicht doch wichtiger, als bisher angenommen wurde. *Trotz aller Probleme scheint „die Kirche“ symbolisch noch immer der geeignetste Mediator „externer Nachbarschaft“ zu sein.* Die gefundene institutionelle „Lösung“ am Leineberg ist freilich noch keineswegs die „Heilung“ des Basiskonflikts. Hier sollte das „Leuchtturmprojekt“ gemeinsam mit der Kirchenkreisleitung und zugleich mit den Akteurinnen und Akteuren vor Ort einen guten Konsens finden.

3. Konsequenzen für ein „Community Development“ am Leineberg

Man könnte die hier vorgestellte Leinebergstudie als heimlichen Abgesang auf gemeinschaftliches Handeln zumal in postmodernen Stadtgebieten lesen – ein wenig wie es das ebenso prominente wie umstrittene Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft* von Ferdinand Tönnies vor mehr als 100 Jahren mit einiger Nachhaltigkeit und politisch durchaus problematischen Konsequenzen getan hat (vgl. Tönnies 2005 [1887]). Aber das wäre voreilig. Die Studie zeigt zunächst nur, dass Nachbarschaft nicht – wie offensichtlich in früherer Zeit – eine räumliche Tatsache ist, die nur sozial organisiert werden müsste, sondern dass bereits die Selbstverständlichkeit der räumlichen Gemeinschaftserfahrung verloren gegangen zu sein scheint.

3.1 Allgemeine Strategien

Dafür gibt es eine Fülle von bereits erwähnten Gründen: Individualisierung, Vereinsamung, Begegnungsängste gerade der Älteren, aber auch die dramatischen Entwicklungen der Verkehrs- und Kommunikationstechnologien, die den räumlichen Bezug sozialer Kontakte drastisch gelockert haben. Wir können ja die Welt am Fernseh Bildschirm oder im Internet „erleben“, ohne direkte Sozialkontakte überhaupt wahrzunehmen. Virtuelle Nachbarschaften im „Second Life“ oder trivialer: in der lieb gewordenen Fernsehserie, ersetzen den Verlust.

Aber das alles heißt eben nicht, dass reale Nachbarschaft verschwindet, vollends nicht, dass sie heute vielleicht weniger notwendig wäre als in Alinskys „Community“ oder in Gans' „Urban Village“. *Nur verläuft das „Neighbourhood building“ aktuell vielleicht genau umgekehrt: Es beruht heute eher auf sozialer Nähe, die sich räumlich organisieren muss.*

Hier hat das aktuell vielfach diskutierte und gelegentlich ein wenig modisch anmutende „Vernetzen“ einen

wichtigen Platz. Netzwerke sind heute räumlich unabhängig, strukturell offen und teilweise nur lose verknüpft. Sie beruhen – stärker als Nachbarschaften, bei denen die möglichen Partner gleichsam vorgegeben sind – auf der persönlichen Auswahl der Kontakte.

Eine eigene Studie zu biographischen Überlebensstrategien in den so genannten „neuen sozialen Bewegungen“ zu Beginn der 1990er Jahre gibt konkretere Hinweise auf den Charakter von neuen sozialen Netzen. Wir haben Menschen aus ökologischen Initiativen, aus der Anti-Atomkraft-Bewegung, der Frauenbewegung, Leute in Landkommunen, Versprengte der Friedensbewegung und andere, die sich bewusst als alternativ Lebende und alternativ Denkende verstanden, danach gefragt, wie sie zu denen geworden waren, die sie damals darstellten.

Wir haben seinerzeit drei Typen identifizieren können (vgl. Alheit 1996, S. 115ff), die in diesem Rahmen nicht dargestellt werden können. Der wichtigste Typus waren jedenfalls die „Netzwerker“ (oder ‚Networkers‘, wie wir sie damals genannt haben, um sie von den ‚Patchworkers‘ zu unterscheiden, die es auch gab). Netzwerker waren biographische Konstrukteure, die besonders sensibel auf Erosionen ihrer angestammten Lebenswelten reagierten. Probleme in ihren Liebesbeziehungen, Zerfallserscheinungen in ihren Familien, aber auch Bedrohungen der Umwelt, die Nahrungsmittelskandale der damaligen Zeit, dies alles löste bei ihnen eben nicht nur Empörung aus, sondern die starke Bereitschaft, *neue Netze zu bauen* und den Problemen eine alternative Praxis entgegenzusetzen. Nicht gerade überraschend, unsere „Netzwerker“ waren überwiegend weiblich.

Warum diese Information? Der Grund ist naheliegend: Für das Projekt „neue Nachbarschaften“ gibt es wichtige Vorläufer. Wir müssen Lösungen nicht (nur) neu erfinden, sondern können uns auf Ressourcen stützen. Dazu gehören ohne Frage die innovativen sozialen Bewegungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, die die Fähigkeit des Netze knüpfens eingeführt und zu einer gewissen Kultur entwickelt haben. Der starke Typus unserer „Netzwerker“ vom Anfang der 1990er Jahre ist ein gutes Beispiel.

Der bereits erwähnte Sozialpsychiater Klaus Dörner geht in seinem für unsere Fragen so wichtigen, wenn- gleich auch mit kritischer Sympathie zu nutzenden Buch *Leben und Sterben, wo ich hingehöre* noch viel weiter. Er identifiziert eine neue *Hilfebewegung*, die ihr eigenes Selbstverständnis noch gar nicht gefunden habe, aber längst existent sei. Genau betrachtet seit 1980. Dazu zählt er Freiwilligenbörsen, Nachbarschaftsvereine, Selbsthilfegruppen, die Hospizbewegung, die Aidskranken-Bewegung, die Siedlungsbewegung und vieles mehr (vgl. Dörner 2007, S. 145ff).

Die Fixierung auf das Jahr 1980 erscheint ein wenig seltsam und ist historisch auch nicht überzeugend. Aber die empirischen Hinweise auf verschiedene Initiativen sind außerordentlich plausibel. Hier entstehen tatsächlich Netze, die es bis dahin nicht gab. Und die Chance, solche Netze (der selbstgewählten sozialen Beziehungen) zu verräumlichen, ist durchaus gegeben.

Denn natürlich gibt es soziale Gruppen, die lokale Nachbarschaften brauchen. Für Kinder, Alleinerziehende und – eben – ganz besonders für die Alten ist der soziale Nahraum, wie oben angedeutet, nach wie vor von größter Bedeutung, weil sie über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilitätschancen zum Aufbau und zur Stabilisierung von räumlich diffusen Netzen noch nicht bzw. nicht mehr verfügen. *Das soziale Kapital dieser Zielgruppen, ganz besonders der älteren Menschen, ist die „neue Nachbarschaft“.*

Vielleicht muss sie tatsächlich „inszeniert“ werden, wie manche Stadtsoziologen meinen – nicht über die Köpfe der Betroffenen hinweg, sondern durch freundliche Einladung in Erzählcafés, durch Stadtteilstadt, durch Theaterprojekte, durch eine Fotoaktion, wie sie der Künstler Gunter Rambow 1978 in der Kasseler Nordstadt mit überwältigendem Erfolg durchgeführt hat und wie sie beim Bürgerfest am Leineberg im September 2010 mit kleinen Veränderungen wiederholt werden wird. Vielleicht sollten wir aber auch die Idee moderner Netzwerker noch ernster nehmen, dass soziale Nähe zunehmend nicht mehr notwendig räumliche Nähe bedeutet, d.h. *vielleicht müssen wir den Sozialraum Nachbarschaft „neu denken“.*

3.2 Spezifische Ansätze

Wenn wir die praktischen Einsichten, die die aktivierende Befragung am Leineberg zu Tage gefördert hat, noch einmal zusammenfassen, erscheinen folgende Aspekte für die Aktivitäten des Stadtteilbüros zentral:

(1) *Events sind wichtig.* Eine Kultur der Begegnungschancen ist die Voraussetzung für nachhaltige nachbarschaftliche Verpflichtungen. Menschen müssen sich kennen lernen, bevor sie soziale Commitments eingehen.

(2) Gewiss wäre es sinnvoll, die begonnenen Aktivitäten (Erzählcafés, Kulturveranstaltungen, Vereinssitzungen) zu einer *erwartbaren Terminstruktur* zu verdichten. Die verlässliche Wiederholung von Treffanlässen, die die Woche oder den Monat strukturieren, schaffen Sicherheiten und „gute Routinen“.

(3) Hilfreich wäre dabei zusätzlich ein *regelmäßiges Beratungsangebot in Versicherungs-, Wohnungs-, Kreditfragen* etc. Solche lebenspraktischen Serviceleistungen unterstützen das Gefühl der Nützlichkeit und Unverzichtbarkeit der Einrichtung.

(4) Die „Kirchenfrage“ muss noch einmal *strategisch überdacht* werden. Das Leuchtturmprojekt braucht einen glaubwürdigen Mediator im Stadtteil. Die Befragung belegt die starke symbolische Bedeutung der Kirche. Die durch die neue Kirchenkreisleitung initiierten Veränderungen sind zweifellos hilfreich, nachhaltige Lösungen können freilich nur durch praktische Zusammenarbeit gelingen.

(5) *Auch die Leineberg-Schule sollte unbedingt stärker in die Aktivitäten miteinbezogen werden.* Sie war in der Vergangenheit wichtiger Träger der Nachbarschaft und könnte es in Zukunft wieder werden.

(6) Angesichts der beobachteten Segregationsprobleme innerhalb des Stadtteils erschiene es plausi-

bel (wie im Fall der Freiwilligenbörse „Bonus“ schon verhandelt), *Aktivitäten über die Grenzen des Stadtteils hinaus* zu planen (etwa auch eine Vernetzung mit Aktivitäten des Nachbarschaft-/Generationenhauses Grone-Süd). Dann könnten beispielsweise gezielte Angebote für bestimmte Zielgruppen realisiert werden, die bei der Größe des Leinebergquartiers nicht überlebensfähig wären.

(7) Auch ein *Qualifikationsangebot für Ehrenamtliche* wäre attraktiv und überzeugender, wenn seine Reichweite über die Grenzen des Leinebergs hinausginge.

(8) In diesem Kontext ist eine Ressource des Stadtteillbüros besonders hervorzuheben: die *Internet-Präsenz*. Hier dokumentiert sich Nachbarschaft bereits auf dem avanciertesten Niveau der Vernetzung, und es ist ein ehrenamtlich mitarbeitender Quartierbewohner, der diese Chance ermöglicht.

Wichtige Anfänge sind bereits gemacht, die in der hier vorgestellten Studie noch keinen Niederschlag gefunden haben. Die Notwendigkeit dieses „*Lernfelds Nachbarschaft*“ erscheint indessen unmittelbar einsichtig.

Literatur

- Alheit, P. (1980): Gemeinwesenarbeit. In: Ansgar Weymann (Hrsg.), Handbuch für die Soziologie der Erwachsenenbildung, Neuwied und Berlin, S. 195-210
- Alheit, P. (1996): Changing basic rules of biographical construction: Modern biographies at the end of the 20th century. In: Ansgar Weymann und Walter R. Heinz (Eds.), *Society and Biography. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course*, Weinheim, S. 111-128
- Alheit, P. (1999): Zivilgesellschaft. In: Hans Jörg Sandkühler (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Hamburg, Bd. 2, S. 1810-1817
- Al-Hindi, K.F./Staddon, C. (1997): The hidden histories and geographies of neotraditional town planning: the case of Seaside, Florida. In: *Environment and Planning, D. Society and Space*, Vol. 15, pp. 349-372
- Alinsky, S.D. (1974): *Die Stunde der Radikalen: ein praktischer Leitfaden für realistische Radikale*, Strategien und Methoden der Gemeinwesenarbeit, Gelnhausen, Berlin
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main
- Beck, U. (Hrsg.) (1997): *Kinder der Freiheit*, Frankfurt am Main
- Bellah, R.M. et al. (1991): *Habits of the Heart: individualism and commitment in American life*, 15th edition, New York
- Bertels, L. (1987): *Neue Nachbarschaften*, Frankfurt am Main
- Bertels, L. (1990): *Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt*, Opladen
- Calthorpe, P. (1993): *The Next American Metropolis: Ecology, Community, and the American Dream*, New York
- Dörner, K. (2003): Auf dem Weg zur heimlosen Gesellschaft. In: *impulse*, 27 (September 2003), S. 26-29
- Dörner, K. (2007): *Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem*, Neumünster
- Elias, N. (1969): *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde., Frankfurt am Main
- Elias, N./Scotson, J.L. (1993): *Etablierte und Außenseiter*, Frankfurt am Main
- Etzioni, A. (1995): *Die Entdeckung des Gemeinwesens. Ansprüche, Verantwortlichkeiten und das Programm des Kommunitarismus*, Stuttgart
- Gans, H.J. (1962): *The Urban Villagers: Group and Class in the Life of Italian-Americans*, New York
- Hagestad, G. (1986): *The Family: Women and Grandparents as Kin-Keepers*. In: Pifer, A.J./Bronte, L. (Eds.), *Our Aging Society. Paradox and Promise*, New York, pp. 141-160
- Hamm, B. (1973): *Betrifft: Nachbarschaft*, Düsseldorf
- Heitmeyer, W. (1997a): Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Was treibt die Gesellschaft auseinander?* Frankfurt am Main, S. 9-27
- Heitmeyer, W. (1997b): Sind individualisierte und ethnisch-kulturell vielfältige Gesellschaften noch integrierbar? In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Was hält die Gesellschaft zusammen?* Frankfurt am Main, S. 9-21
- Herlyn, U. (1970): *Wohnen im Hochhaus*, Stuttgart
- Herlyn, U. et al. (1982): *Stadt im Wandel. Eine Wiederholungsuntersuchung der Stadt Wolfsburg nach 20 Jahren*, Frankfurt am Main, New York
- Hinte, Wolfgang/Karas, Fritz (1989): *Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Eine Einführung für Ausbildung und Praxis*, Neuwied, Frankfurt am Main
- Hinte, W./Lüttringhaus, M./Oelschlägel, D. (2001): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*.

- Ein Reader für Studium, Lehre und Praxis. Münster
- Höpflinger, F. (2008): Familien und intergenerationelle Beziehungen. Generationenverhältnisse im Wandel – erhöhte gemeinsame Lebensspanne. In: Schweizerisches Landesmuseum (Hrsg.), Familien – alles bleibt, wie es nie war. Zürich, S. 114-119
- Honneth, A. (Hrsg.) (1995): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, Frankfurt am Main
- Klages, H. (1968): Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarschaftliche Wirklichkeit in der Großstadt, Stuttgart
- Lash, S. (1996): Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft. In: Ulrich Beck, Anthony Giddens, Scott Lash (Hrsg.), Reflexive Modernisierung, Frankfurt am Main, S. 195-286
- Maihofer, A./Böhnisch, T./Wolf, A. (2001), Wandel der Familie (Arbeitspapier 48: Zukunft der Gesellschaft), Düsseldorf
- Mader, W. (Hrsg.) (1995): Altwerden in einer alternden Gesellschaft: Kontinuität und Krisen in biographischen Verläufen, Opladen
- Pfeil, E. (1972): Großstadtforschung. Entwicklung und gegenwärtiger Stand, Hannover
- Preston, S.H. (1976): The Family Sizes of Children and the Family Sizes of Women. In: Demography 13, pp. 105-114
- Rambow, G. (1979): Die Fotoaktion als sozialer Eingriff. Eine Dokumentation, Frankfurt am Main
- Rohr-Zänker, R./Müller, W. (1998): Die Rolle von Nachbarschaften für die künftige Entwicklung von Stadtquartieren. Expertise im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Oldenburg
- Sarrazin, T. (2010): Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen, München
- Tönnies, F. (2005): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt (Originalausgabe: 1887)
- Wendorff, C.-H. von (1992): Über die Vision des Alterns: Eine Gerontosophie, Schaffhausen
- Witterstätter, K. (2007): Herausforderungen der steigenden Lebenserwartung an die Altenhilfe-Systeme. Referat vor der Georg-Kraus-Stiftung am 27.10.2007 (http://www.georg-kraus-stiftung.de/download/Demografische_Entwicklung.pdf) Download 28.12.2007

Anhang

I. Seite 45-51 Original Fragebogen: „Aktivierende Befragung der Haushalte auf dem Leineberg“

II. Seite 52 „Persönliche Rückmeldung an das Stadtteilbüro Leineberg“

Aktivierende Befragung der Haushalte auf dem Leineberg

Diakonie Göttingen
Freie Altenarbeit Göttingen
Stadtteilbüro Leineberg

1. Fragen zur Person und zum Haushalt

1.1 Seit wann wohnen Sie auf dem Leineberg? Jahr

1.2 Wie alt sind Sie? Jahre alt

1.3 Geschlecht: weiblich männlich

1.4 Welche Nationalität haben Sie?
deutsch
andere Staatsangehörigkeit, welche?
.....

1.5 Planen Sie, in den kommenden 12 Monaten aus Ihrer Wohnung
auszuziehen?
Ja Nein

1.6 Falls „Ja“, warum?

.....

1.7 Falls „Ja“, wohin planen Sie umzuziehen?
Umzug innerhalb des Leinebergs
Umzug in einen anderen Göttinger Stadtteil
Umzug in das Göttinger Umland
Umzug in eine andere Stadt oder Gegend

2. Fragen zur Nachbarschaft und Wohnzufriedenheit

2.1 Fühlen Sie sich wohl auf dem Leineberg?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

sehr wohl

sehr unwohl

2.2 Wie zufrieden sind Sie mit den sozialen Kontakten auf dem Leineberg?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

sehr zufrieden

gar nicht zufrieden

2.3 Wie zufrieden sind Sie mit den kulturellen und sozialen Angeboten?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

sehr zufrieden

gar nicht zufrieden

2.4 Wie viele Menschen kennen Sie als freundliche und hilfreiche Nachbarn?

mehr als 20

zwischen 10 und 20

5 bis 10

unter 5

2.5 Stellen Sie sich vor, Sie wären in einer schwierigen persönlichen Situation. Würden Sie auf nachbarschaftliche Hilfe zurückgreifen?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

ganz sicher

eher nicht

2.6 Stellen Sie sich vor, ein Nachbar/eine Nachbarin wäre in einer schwierigen persönlichen Lage. Würden Sie ihm/ihr selbstverständlich helfen?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

ganz sicher

eher nicht

- 2.7 Nehmen wir an, es gäbe einen Pflegefall in Ihrer Nachbarschaft. Könnten Sie sich vorstellen, der pflegenden Familie gelegentlich zu helfen?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

selbstverständlich

eigentlich nicht

- 2.8 Haben Sie schon einmal – sei es als Helfende/r, sei es als Betroffene/r – eine vergleichbare Situation erlebt? Ja..... Nein.....

- 2.9 Wenn es einen Nachbarschaftsverein gäbe, würden Sie mitmachen?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

ganz bestimmt

sicher nicht

- 2.10 Welche Einrichtung(en) bietet (bieten) Ihnen im Augenblick am ehesten das Gefühl, nachbarschaftlich eingebunden zu sein?
(Mehrfachnennungen möglich)

die örtliche Kirchengemeinde (z.B. der Kirchenchor)

ein Verein, welcher?

eine Partei, welche?

Anderes

.....

3. Bürgerschaftliches Engagement

- 3.1 Sie haben sicher viel zu tun und wenig Zeit. Könnten Sie sich trotzdem vorstellen, in einer Initiative mitzuarbeiten, die sich für soziale Belange der Bürger/innen auf dem Leineberg engagiert?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

ganz bestimmt

sicher nicht

- 3.2 Falls „Ja“, welcher Bereich würde Sie vor allem interessieren?
(Mehrfachnennungen möglich)

Arbeit mit Kindern

Arbeit mit Jugendlichen

Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen

Hilfe und Betreuung älterer Menschen

Arbeit zu Fragen der Ökologie und des Klimaschutzes

Anderes

- 3.3 Wenn Sie Ihre Fantasie ein wenig spielen lassen, welche Aktivitäten würden Sie sich für den Leineberg wünschen?

.....

.....

.....

- 3.4 Was halten Sie von einem regelmäßigen „Bürgertreff“, bei dem Probleme, aber auch neue Pläne für den Leineberg besprochen werden?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

finde ich gut

macht keinen Sinn

- 3.5 Wie fänden Sie, wenn jedes Jahr im Sommer ein Bürgerfest auf dem Leineberg stattfände?

6	5	4	3	2	1
---	---	---	---	---	---

ziemlich klasse

absolut überflüssig

- 3.6 Wenn Sie die Macht hätten, etwas zu ändern auf dem Leineberg, was würde Ihnen zuerst einfallen?

.....

.....

.....

.....

Wir möchten Sie nun bitten, uns noch ein paar Fragen zu beantworten, die für unsere Statistik wichtig sind. Weil wir möglichst alle Haushalte auf dem Leineberg erreichen wollen, sind diese Informationen von großem Wert – auch für die Stadt Göttingen. Sie helfen uns sehr mit Ihren Antworten.

4. Abschließende Fragen, die für unsere Statistik wichtig sind

- 4.1 Wie viele Personen leben insgesamt in Ihrem Haushalt? Personen
- 4.2 Wie viele Kinder unter 12 Jahren leben in Ihrem Haushalt?
- 4.3 Wie viele Personen über 80 Jahren leben in Ihrem Haushalt?
- 4.4 In welcher Haushaltsform leben Sie?
 allein erziehend mit Kind
 Paar ohne Kind
 Paar mit Kind/ern
 Wohngemeinschaft
 ich lebe allein
 Anderes, was?
- 4.5 Zu welcher Einkommensgruppe gehört Ihr Haushalt?
 (Gemeint ist das monatliche Nettoeinkommen, das alle zusammen im Haushalt nach Abzug von Steuern und Sozialversicherung frei zur Verfügung haben.)
 unter 1000 Euro
 1000 bis 2500 Euro
 2500 bis 4000 Euro
 über 4000 Euro
- 4.6 Sind Sie zur Zeit
 Student/in, Schüler/in, Auszubildende/r

berufstätig (Vollzeit..... oder Teilzeit).....
Hausfrau/Hausmann
Rentner/in, Pensionär/in
arbeitslos

4.7 Falls Sie berufstätig sind, welchen Beruf üben Sie aus?

.....

4.8 Was für eine Ausbildung (welchen Abschluss) haben Sie?
(geben Sie bitte den höchsten Abschluss an)

keinen Abschluss
Haupt-/Volksschule
Realschule, Mittlere Reife, Fachschule
Abitur, Fachabitur
Universität, Hochschule
Anderes, was?

Vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

Persönliche Rückmeldung an das Stadtteilbüro Leineberg

Wenn Sie Lust und ein wenig Zeit haben, beim „Leuchtturmprojekt Stadtteilbüro Leineberg“ mitzumachen, lesen Sie doch in aller Ruhe die folgenden Statements einmal durch, kreuzen Sie an, was Ihnen gefällt, und geben Sie den Bogen am besten persönlich im Stadtteilbüro ab. Schon jetzt: Danke für Ihre Mitarbeit!

☐

Ich kann mir gut vorstellen, kleine nachbarschaftliche Hilfsdienste zu übernehmen (z.B. Einkaufen, Spaziergehen, Vorlesen für und mit älteren Nachbarn; Aufgabenhilfe oder Sprachunterricht für Migrantenkinder; Krankenbesuche, Blumengießen, Tiere füttern etc.).

☐

Ich hätte Lust mitzuhelfen, dass es in unserem Stadtteil mehr kulturelle Angebote gibt (z.B. kleine Aufführungen von Stadtteilbewohnern, Fotoausstellungen, Kleinkunstvorstellungen).

☐

Ich würde mich gern an der Organisation von Diskussionsabenden oder Erzählcafés beteiligen.

☐

Ich habe eine besondere Begabung oder Fähigkeit (z.B. in der Kunst, der Musik oder der Technik), **die würde ich gern dem Stadtteilbüro zur Verfügung stellen.**

☐

Ich habe noch eine ganz andere Idee:.....

.....

.

Mein

Name:.....